universität wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Österreichische Jesuitenkollegien des 19. Jahrhunderts“

Verfasserin

Daphne Maria Gerzabek

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.ª phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 315 000
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Kunstgeschichte
Betreuer:	Univ.-Prof. Dr. Walter Krause

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung....3
Einleitung....5
Das Konzept der jesuitischen Baukunst....10
Ignatius von Loyola und seine Lehrer....11
Die Societas Jesu – Institutionalisierung einer Idee....17
Das Jesuitenkollegium – Gestalt einer Idee....22
Warum kein Kloster?....23
Der Bautyp Kollegium....24
Stil – Schema – Konzept....26
Das Konzept Loyolas....33
Die österreichischen Jesuitenkollegien des 19. Jahrhunderts....36
Das Erbe des Iñigo von Loyola....37
Aufhebung und Fortbestand des Ordens....38
Jesuiten in Österreich....40
Das Kollegium Aloisianum am Freinberg bei Linz....45
Baugeschichte....45
Baubeschreibung....47
Zusammenfassung....57
Jesuitenkollegium Innsbruck....61
Baugeschichte....61
Baubeschreibung....63
Zusammenfassung....67
Kollegium Immaculatae Virginis....69
Baugeschichte....69
Baubeschreibung....71
Zusammenfassung....86
Kollegium Stella Matutina....87
Baugeschichte....88
Baubeschreibung....88
Zusammenfassung....100
Resümée....102
Bildteil....107
Freinberg....109
Innsbruck....117
Kalksburg....122
Feldkirch....141
Anhang....155
Literaturverzeichnis....156
Abbildungsverzeichnis....162
Curriculum Vitae....169

VORBEMERKUNG

Die stille Freude und tiefe Faszination, die von der Erarbeitung einer solchen Thematik ausgeht, wie sie hier in dieser Form vorliegt, hat mehrere Gründe.
Jedes Ereignis, hat es sich auch erst vor Kurzem ereignet, ist aus dem Blickwinkel der Geschichte zu betrachten. Ereignisse nun, die über Jahrhunderte zurückliegen und möglicherweise bedeutende Entwicklungen ausgelöst haben, werden aus verschiedenen historischen Distanzen mitunter unterschiedlich beurteilt bzw. erlauben mitunter unterschiedliche Schlussfolgerungen. Für besonders spannend halte ich jene Augenblicke, in denen sich Übergänge von historischer Relevanz ereignen, in denen sich wie in der Zeit des Renaissance-Humanismus ein Paradigmenwechsel der künstlerischen und klerikalen Verhältnisse beobachten lässt.

Die Faszination im Zuge der Recherchen mit originalen Dokumenten in Berührung zu kommen, Projektpläne zu sichten, die beispielsweise die Grundlage für bauliche Entscheidungen darstellen, kommt in besonderen Fällen dem Betreten von unberührtem Land gleich. Die eine oder andere Erkenntnis im archivierten Material zu entdecken, mitunter eine erstmalige Zuschreibung machen zu können, und Bauten in Hinsicht auf ihre kunstgeschichtliche Bedeutung und nicht in Hinsicht ihrer eigentlichen Funktion zu begehen und in Augenschein zu nehmen, stellt nur Teil einer aufregenden Arbeit dar.

So wie Max Dvořák die Kunstgeschichte einst als Geistesgeschichte gesehen hat, betrachte ich den Arbeitsprozess als eine Art Weg der Wissens- und Charakterbildung durch den ich die Welt als Ganzes und im Besonderen besser verstehen gelernt habe und fachlich wie persönlich brauchbare Erkenntnisse gewonnen habe.

Mein Dank gilt Professor Dr. Richard Bösel, der mich zu diesem Thema angeregt

hat und gilt vor allem Professor Dr. Walter Krause, der die Relevanz der Thematik anerkannt und angenommen hat und mich wissenschaftlich beratend begleitet hat.

EINLEITUNG

Ziel und Zweck des in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründeten Reformordens der Societas Jesu bestand von Anbeginn in der Mission und der Seelsorge, der Rettung der eigenen Seele und der der Nächsten. Im Rahmen der Bildungsarbeit des Ordensnachwuchs kam auch die Jugend des Adels und später auch des Bürgertums bis zur Ordensaufhebung 1773 in den Genuss einer Allgemeinbildung. In dieser Weise führte der Jesuitenorden seine Aktivitäten auch nach der Wiederherstellung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts weiter fort.

Als Ort der Bildung wurde bereits wenige Jahre nach der Ordensgründung 1540 das Kollegium als idealer Bautyp erkannt und als Studier- und Wohnstätte etabliert. Die Bauten dieser neu gegründeten schulischen Einrichtungen unterlagen, wenn nicht einem Repräsentationsbedürfnis, so doch im häufigsten Fall einem Pragmatismus, der prägnant war für die jesuitischen Bauvorhaben.

Die Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist es, die Jesuitenkollegien Österreichs, erbaut im 19. Jahrhundert, als Einzeldenkmäler zu erfassen und diese in die Bautradition des Ordens einzuordnen. Besonderes Interesse gilt der Stilfrage der typischen Bauten der traditionellen Ordensgemeinschaft.

Es handelt sich bei den Jesuitenkollegien um insgesamt vier Monumente: Das Kollegium auf dem Freinberg bei Linz, erbaut 1836, das Kollegium Virginis in Kalksburg bei Wien erbaut 1856, das Kollegium Stella Matutina in Feldkirch, Vorarlberg, erbaut 1856 sowie das Kollegium in Innsbruck, erbaut 1865.

Die Kollegien in Feldkirch und Kalksburg waren von vornherein als Erziehungsanstalten für Knaben errichtet worden. Das Innsbrucker Kolleg war bereits vor der Ordensaufhebung im Gebäudekomplex der theologische Fakultät

der Universität Innsbruck eingegliedert und diente als Wohnstätte für den Ordensnachwuchs. Die Wehrturmanlage des Freinberger Kollegs war zuerst als Heimstatt einiger weniger Ordensmitglieder und nach der baulichen Erweiterung als Jugenderziehungsanstalt in Verwendung.

Die monographischen Artikel erfassen die Baugeschichte, Baubeschreibung und die Leistung des bzw. der verantwortlichen Architekten.

Im ersten Teil der Arbeit wird das historische Terrain anhand von Biographien über den Ordensgründer und erste General Ignatius von Loyola sondiert. Hier stütze ich mich wesentlich auf Helmut FELD, der in einer wissenschaftlich akribischen Erarbeitung ein umfassendes Bild Loyolas und seiner Zeit wiedergibt.

Herangezogen wurden auch die unverzichtbaren Bearbeitungen von Archivmaterial durch Richard BÖSEL und Horst NISING. Beide Autoren beschäftigen sich mit der Bautätigkeit des Ordens vom 16. bis zum18. Jahrhundert. BÖSEL behandelt die Bauten in Italien und geht hier flächendeckend auf die Baugeschichte der einzelnen Denkmäler ein, sowie auf die architektonische Entwicklung im Detail wie im Ganzen. NISING behandelt die Bauten in Deutschland, trifft eine Auswahl des ihm vorliegenden Materials und legt darin sein Augenmerk auf den städtebaulichen Kontext.

Der Vergleich jesuitischer Bautätigkeit mit der anderer Reformorden aus der Gründungszeit der Societas Jesu muss auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden, da relevantes Archivmaterial – dies bezieht sich auf die Kapuziner, Serviten, Piaristen, Theatiner, Camillianer und Barnabiten - zwar von Jörg GARMS[1] bereits gesichtet und zum Teil veröffentlicht wurde, jedoch eine Bearbeitung noch aussteht.

[1]Jörg GARMS, Materialien zur Kunsttätigkeit der gegenreformatoischen Orden in Österreich und in anderen Ländern der Habsburgermonarchie bis 1800, in: Römische historische Mitteilungen, Jg. 36- 43

Zur Klärung der eigentlichen Leistung des Ignatius von Loyola wird der Vergleich mit den Bettelorden, die seit dem 13. Jahrhundert die Geschicke der katholischen Kirche wesentlich mitbestimmen, namentlich den Dominikanern, denen Ignatius in seiner zweiten Laufbahn als Priester und Ordensgründer immer wieder begegnet, angestellt. Das Spezialistentum der Dominikaner hatte zur Aufgabe der Häresie mittels gründlichen Studiums der Theologie entgegen zu wirken. Sie haben den Klostertypus für ihre bescheidenen Bedürfnisse weiterentwickelt. Weshalb Ignatius, der für seine Gesellschaft das Studium als oberstes Primat ansah, diese Tradition des Klostertypus nicht aufgegriffen und übernommen hat, soll hier ebenfalls erörtert werden.

Im Hinblick auf die Fragen, worin die Besonderheit der jesuitischen Bauten im allgemeinen liegt oder ob es sich um Einzelleistungen von zum Teil namhaften Architekten handelt, verweise ich auf die schöpferische Leistung des Ignatius, der als Ordensgeneral Regeln festlegte oder dies auch unterließ. Zentraler Gedanke hier ist die Idee als wesentlicher Aspekt, als Kern einer schöpferischen Ausgestaltung. Igantius entwickelte anhand der jeweils aktuellen Bauvorhaben ein Konzept, das für spätere Bauten verbindlich werden sollte, aber allen, die es anwandten, Freiraum für gestalterische Entfaltung ließ.

Der zweite Teil der Arbeit gibt einen Überblick über die gesamte rege Bautätigkeit des Ordens nach der Wiederherstellung auf dem Gebiet des Kaisertums Österreich und der späteren Doppelmonarchie. Die Bestandsaufnahme der vier Kollegien tilgt bestehende weiße Flecken auf der kunsthistorischen Landkarte. An den Beschreibungen der Einzeldenkmäler, deren Baugeschichten, dem Einfluss der verantwortlichen Architekten auf das Baugeschehen und des sich daraus ergebenden Bildes, soll sich die These des ersten Teils behaupten.

Im Fall Feldkirch konnte der ausgeführte Entwurf der Leonhards-Kaserne einem Schweizer Architekten zugeschrieben werden.

Der Stand der Forschung bzw. die Quellenlage sieht – was diese vier Kollegien betrifft – sehr bescheiden aus. Selbst in den Österreichischen Kunsttopographien findet sich im Band zu Vorarlberg keinerlei Erwähnung des ehemaligen Kollegiums Stella Matutina in Feldkirch. Das Kollegium Immaculatae Virginis in Kalksburg bei Wien findet ebenso keine Aufnahme in den Bestand nennenswerter Kunstdenkmäler. Allein das Kollegium Aloisianum bei Linz, samt wehrhaftem Turm und Kirchlein ist in der Oberösterreichischen Topographie beschrieben und als erstes Beispiel romantischer Architektur in Österreich angeführt. Ausführlich bearbeitet ist die Innsbrucker Universität inklusive Universitätskirche, jedoch fehlen in Bezug auf das 19. Jahrhundert detaillierte Angaben.

So musste sich die Bestandsaufnahme der vier Gebäudekomplexe auf ordenseigenes Archivmaterial, wie vervielfältigte Manuskripte, interne Mitteilungen bzw. die Litterae Annuae stützen. Als besonders hilfreich haben sich die vom Orden herausgegebenen Publikationen erwiesen. Es handelt sich dabei um – teilweise immer noch – periodisch erscheinende Kollegskorrespondenzen, Jahresschulberichte und Denkschriften zu Kollegsjubiläen. Wie sich während der Recherchen herausstellte, fehlen jedoch für eine lückenlose Aufarbeitung der Thematik wichtige Dokumente. Im Linzer Stadtarchiv befanden sich – laut Aussage der Archivare – bis zu einem Bombenangriff im Jahr 1945 wichtige Dokumente, Baupläne und andere Akten, die Opfer der Flammen wurden. Innsbruck betreffend finden sich nur spärliche Notizen in der Korrespondenz des Priestervereins über die Bautätigkeit. Selbst das Städtische Archiv besitzt nur wenige Bauakten und keinerlei Bestandspläne des Innsbrucker Kollegs. Das Archiv im Kollegium Canisium war zur Zeit der Bearbeitung des Themas nicht zugänglich. Im Falle Feldkirch wurde das Material durch wechselnde Diözesanzugehörigkeit des Kollegs über Brixen, Chur und Köln verstreut, sodass heute kein Archivar verbindlich Auskunft geben kann, wo sich welches Material befindet. So musste ich mich mit dem Vorgefundenen vorzüglich aus dem Kölner

Provinzialarchiv und dem Städtischen Archiv in Feldkirch, begnügen. Für das Objekt in Kalksburg stellen die Kalksburger Korrespondenzen eine unersetzbare Informationsquelle dar. Planunterlagen zur letzten Bauphase der Kollegserweiterung befinden sich im Kolleg in Kalksburg selbst. Weiteres Originalmaterial wird seit der Besetzung des Kollegs durch Nationalsozialisten während des 2. Weltkrieges für vernichtet vermutet, da diese nach Aussage eines ehemaligen Lehrers des Kollegs und Augenzeuge der Geschehnisse, einiges Material verbrannt haben.

Der Bildteil ist nicht allein Anschauungsmaterial, sondern liefert auch fallweise den Bildbeweis und Bildnachweis für manche theoretische Überlegung.

Teil I

Das Konzept der jesuitischen Baukunst

IGNATIUS VON LOYOLA UND SEINE LEHRER

Die Genehmigung zur Gründung der Societas Jesu erfolgte 1540 durch Papst Paul III. Bevor es jedoch dazu kam, hatte der Ordensgründer Ignatius von Loyola eine weite Wegstrecke zurückzulegen. Als jüngster Sproß aus baskischem Adel, geboren 1491 und Page am Spanischen Königshof, lernte er der höchsten Autorität des Landes unterstellt zu sein, sowie den Minnedienst an der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin König Ferdinands von Aragon. Der soldatische Eifer und die bedingungslose Loyalität gegenüber seinem Land brachten dem jungen Offizier Loyola ein zerschmettertes Bein und dem eitlen Höfling Loyola ein entstelltes Aussehen ein. Der für ihn schmerzliche Ausgang der Schlacht bei Pamplona sollte in seinem Leben einen entscheidenden Wandel herbeiführen. Iñigo Loyola beschloss als Einsiedler, Prediger und dann als Priester ein Leben in der Nachfolge Christi zu führen und in Hinkunft sich seiner neu gewählten Herzensdame Maria zu verpflichten.

Nach einer einsamen und beschwerlichen Pilgerfahrt ins Gelobte Land 1523 beschloss Ignatius, Theologie zu studieren, vorausgesetzt, er würde die Hochschulreife erlangen So bereitete er sich in Barcelona vor und kam 1526 an die Universität von Alcalá. Er hörte dort Vorlesungen über Logik bei dem Dominikaner Domingo Soto, lernte die Naturphilosophie nach Albertus Magnus (ebenfalls Dominikaner) kennen, studierte die Sentenzen des Scholastikers Petrus Lombardus[2]. Ignatius verbrachte viel Zeit mit der Seelsorge. Er gab Menschen, die eine besondere Förderung ihres religiösen Lebens erwarteten, Exerzitien und erteilte Katechismus-Unterricht[3] sowie geistliche Belehrungen[4]. Dies handelte dem eifrigen Seelenretter eine Untersuchung der Inquisition ein. In Salamanca kam er überhaupt nicht mehr zum Studieren, sondern hatte erneut zu kämpfen, um nicht

[2]Helmut FELD, Ignatius von Loyola, Köln, 2006, S. 90
[3]FELD, op.cit., S. 91
[4]Ludwig MARCUSE, Ignatius von Loyola. Ein Soldat der Kirche, Zürich ,1973, S. 103

als Häretiker verbrannt zu werden. Ignatius erkannte, dass er ein solides Studium der Theologie absolvieren musste, um von der offiziellen Kirche anerkennt zu werden. FELD sieht in dieser entscheidenden Lebensphase des adeligen Pilgers Iñigo „zum ersten Mal, noch ohne feste Umrisse, den Plan zur Gründung einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten mit dem Ziel der „Sorge für die Seelen“ begegnet.“[5]

Ende Dezember 1527 machte sich Ignatius von Loyola von Spanien aus zu Fuß auf den Weg nach Paris[6], um dort sein Studium zu beginnen.

Die Studienzeit war wieder geprägt von Geldnot, der Seelsorgetätigkeit und einer Vorladung durch die Inquisition. Die wissenschaftliche Arbeit fand bei dem Theologiestudenten scheinbar kein großes Interesse. Welcher Gegenstand der Sacra Doctrina nun sein besonderes Interesse erweckt hat, so FELD[7], bleibt unserer Kenntnis verschlossen, auch berichtet Ignatius über sein Studium der Artes wenig. Dass er von den für Artes-Studenten vorgeschriebenen Disputationes am Sonntagmorgen nichts hielt und sogar mehrmals das Kolleg mit jungen Kollegen verließ, um der Messe im nahegelegenen Kartäuserkloster beizuwohnen, brachte ihm sogar eine Bestrafung vor den Kollegen durch den Rektor ein.[8]

Welche literarischen Anregungen Ignatius angenommen hat bzw. von welcher theoretischen Quelle er als Theologe profitiert hat, lässt sich nicht eindeutig sagen. Ignatius hat den „Enchiridion militis Christiani“, ein kleines Handbuch des niederländischen Humanisten Ersasmus von Rotterdam, mit einer Anleitung, wie man sich als christlicher Ritter verhält, erschienen 1503, für seinen Orden verboten und im Gegensatz dazu „Nachfolge Christi“[9] (De imitatione Christi - Das Werk will ein Handbuch zur christlichen Nachfolge sein, das der christlichen Seele

[5]FELD, op.cit., S. 101
[6]FELD. op.cit., S. 102
[7]FELD, op.cit., S. 112 f
[8]FELD, op.cit., S. 111
[9]Hugo RAHNER, Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe, Wien, 1964, S. 145

auf dem Weg der Heilung und zur Gemeinschaft mit Gott hilft. Die einzelnen Sätze sind Aussagen, keine Argumente, die aus der christlichen Erfahrung fließen. Es ist für Mönche, Nonnen, Asketen usw. bestimmt. Tragender Gedanke aller Reflexionen ist der Rat der Selbstaufgabe.[10]) als dessen Verfasser Johannes Gerson oder Thomas von Kempten gilt, empfohlen, das setzt voraus, dass Ignatius sich mit diesen Werken selbst befasst hat. RAHNER berichtet, dass ein Gespräch mit Ignatius sich kaum unterschied von einer Lesung im Gerson.[11] Es ist jedoch festzuhalten, dass für den Ordensgründer weder „die intellektuell geprägte Theologie noch die Philosophie“ eine entscheidende Bedeutung hatten.[12] Dem Ordensnachwuchs indes wurde über Jahrhunderte ein ausführliches und vollständiges Studium vorgeschrieben. „Die Souveränität in theologischen Fragen, die Zeitgenossen an dem Heiligen bewunderten, beruhte genau wie bei Franziskus von Assisi und anderen theologischen Autodidakten, auf dem eigenständigen, kongenialen Zugang zu den Inhalten des Glaubens, nicht auf schulmäßig erworbenem Wissen.“[13]

Als Loyola 1534 noch während seines Studiums in Paris mit fünf weiteren Gefährten das Gelübde ablegte, ins Gelobte Land zu fahren oder sich bei Scheitern dieses Unterfangens dem Papst zur Verfügung zu stellen, waren bereits die ersten Regeln der Ordensstatuten definiert. Diese bestanden aus fünf Abschnitten und waren „in Wahrheit ein leuchtendes Selbstporträt des Inigo von Loyola“[14].

---

[10]Internet unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Nachfolge_Christi
[11]RAHNER, op.cit., S. 145
[12]FELD, op.cit., S. 88
[13]FELD, op.cit., S. 113
[14]MARCUSE, op.cit., S. 226. Hierzu auch Helmut FELD, op.cit., S. 148, Urform der Konstitiutiones: „1. Gelübde der Keuschheit; 2. vorbehaltloser Gehorsam gegenüber dem Papst als Statthalter Christi; 3. Gehorsam gegenüber dem Oberen (Praepositus) des Ordens in allen Fragen der Seelsorge und der Organisation; 4.evangelische Armut des Ordens insgesamt, d.h. Gebrauch der Güter unter Verzicht auf den Besitz derselben; ausgenommen sind die Studienanstalten, die zum Unterhalt der Studenten Güter und Einkünfte haben dürfen; 5. Verpflichtung zum Gebet des Offiziums, jedoch nicht gemeinsam im Chor; Verbot von Orgel und sonstiger Musik bei der Messe und den anderen Gottesdiensten. In einer Art Epilog wird die Vermeidung von zwei Fehlern ... eingeschärft: 1. Den Mitgliedern des Ordens dürfen von den Vorgesetzten keinerlei Bußübungen und körperliche Strafen auferlegt werden; 2. die Aufnahme in die Gesellschaft darf erst nach langer Vorbereitungszeit und sorgfältiger Prüfung erfolgen.“

In der Lagunenrepublik Venedig – hier fand der Weltaustausch der irdischen Güter statt[15] -, von wo aus Ignatius und seine Gefährten per Schiff ins Gelobte Land übersetzen wollten, hatten sie Gelegenheit sich in der Seelsorge zu betätigen, da der Krieg der Venezianer gegen die Türken eine Überfahrt für Jahre verhinderte[16].

Ignatius hatte bereits Übung darin, Menschen in den Bann zu ziehen und Seelen zu retten, vor allem wenn es um die Seelen von Frauen ging. Venedig erlebte zu jener Zeit die Kultivierung der Hetären. Ignatius und seine Brüder hatten alle über die Maßen zu tun und forderten in Gesprächen auf, dass „....Frauen ihren Lebenswandel bessern und sich von Sünden fernhalten...“[17] sollten. Darüber hinaus hielten sie Predigten auf offener Straße. Es kamen neue Aufgaben hinzu: „Während Philosophen, Dichter und schöne Frauen jubelnd die Befreiung des Individuums feierten, fielen zugleich zahllose Kinder, derer sich kein Mensch annahm, der völligen Verwahrlosung anheim, ginge Tausende an Hunger und Entbehrung unbeachtet zugrunde[18].“ Die Aufgaben, die die Jesuiten hier wahrgenommen hatten, entsprachen den Erfordernissen der gegebenen Situation. Über Kranken- und Armenpflege hinaus gewann diese von Nächstenliebe geleitete Fürsorge die Qualität einer rationalistschen Organisation[19], da Ignatius Pläne ersann, zur zentralen Aufsicht der Bettler, zur Schaffung von Versorgungshäusern für Arme und Kranke aus öffentlichen Mittel, zur Stellenvermittlung von Arbeitsfähigen oder zur Schaffung von Heimstätten für verwahrloste Kinder. Diese Pläne kamen jedoch nicht über den Entwurf hinaus und wurde erst Dekaden später in die Tat umgesetzt.[20]

[15]MARCUSE, op.cit., S. 199
[16]René FÜLÖP-MILLER, Macht und Geheimnis der Jesuiten, München, 1960, S. 114
[17]MARCUSE, op.cit., S. 103
[18]FÜLÖP-MILLER, op.cit., S. 118
[19]FÜLÖP-MILLER, op.cit., S. 119
[20]Horst NISING, „...in keiner Weise prächtig“ - Die Jesuitenkollegien der süddeutschen Provinz des Ordens und ihre städtebauliche Lage im 16.-18. Jahrhundert, Petersberg, 2004, S.

Zur selben Zeit, als Ignatius und seine Gefährten in Venedig den Dienst am Nächsten verrichteten, befanden sich auch Mitglieder sowie die Gründer des jungen Ordens der Theatiner ebendort, und es entstand eine Art Wettstreit unter den Klerikern in der hingebungsvollen Betreuung der Bedürftigen.

Der 1524 von Bischof Carafa, dem späteren Papst Paulus V., und Kajetan von Thiene gegründete Orden gilt als das Leitbild der Reform[21] der Katholischen Kirche. Er bildet auch den Beginn einer Reihe von Ordensgründungen mit apostolisch ausgerichteter Zielsetzung[22]. Bis 1597 wurden nicht weniger als 18 Reformorden gegründet, darunter die Kapuziner, Barnabiter, Ursulinen, Jesuiten, Barmherzigen Brüder und Piaristen.

Welche Aufgaben sollten die Jesuiten innerhalb der Reformbewegung übernehmen? Seelsorge im weitesten Sinne? Ignatius hatte für sich bereits vor seinen Studien in der Zeit in Spanien erkannt, dass er in den geistlichen Gesprächen und den Exerzitien den Mitmenschen große Hilfe und Trost bringen konnte. Katechismusunterricht und Predigt kamen hinzu. Der Dienst an den Armen und Kranken in Form von Pflege und Fürsorge war, wie es sich in Venedig gezeigt hattte, das Gebot der Stunde, das die Jesuiten in aufopfernder Nächstenliebe annahmen. War das genug?

Auf dem Weg nach Rom 1537, um dort die Genehmigung des Ordens einzuleiten, machte Ignatius in einer Kirche Station, die 40 Kilometer vor der ewigen Stadt lag. Dort hatte er, so der Legendenbericht, die Vision, die ausschlaggebend war für die Namensgebung des Ordens sowie für die Definition von Ziel und Zweck des Ordens: Die „Sorge für das Heil der eigenen Seelen und Wirken für das Heil der Mitmenschen“[23]. Von Diego Laynez wird beschrieben, wie es zur Namensgebung des Ordens kam, und zwar durch Christus mit dem Kreuz auf den Schultern und

[21]FÜLÖP-MILLER, op.cit., S. 115 f
[22]Leonard HOLTZ OFM, Geschichte des christlichen Ordenslebens, Düsseldorf, 2001, S. 179
[23]FELD, op.cit., S. 153

den ewigen Vater, somit „die Stiftung des Ignatius im Ewigen, im Plan Gottes, im Inneren der Trinität verankert“[24] und „erlangt als Gefährte des leidenden Gottessohnes Anteil an dessen erlösenden Tätigkeit.“[25]

[24]FELD, op.cit., S. 135
[25]FELD, op.cit., ebenda

Die Societas Jesu – Institutionalisierung einer Idee

Nach einem Jahr der Überprüfung der Ordenssatzungen kam es am 27. September 1540 endlich zur Bestätigung der Societas Jesu durch Papst Paul III. [26]

Die Tatsache, dass mit der unmittelbaren Gehorsamsverpflichtung dem Papst gegenüber, der sich die Jesuiten unterwarfen, ein mächtiges politisches Instrument in die Hand des Papstes gelegt wurde, war bereits mit den ersten reformorientierten Bettelorden des Hl. Franz von Assisi und des Hl. Dominikus[27][28] Tradition geworden. Wobei die Aufgabe der Franziskaner die Zurückgewinnung der Volksmassen war, die der Dominikaner der Kampf gegen die Häresie.

Die Aufgaben der Jeusiten lesen sich in den Gründungssatzungen wie folgt:

„Wer immer in unserer Gesellschaft,... unter dem Banner des Kreuzes für Gott Kriegsdienst leisten und allein dem Herrn und dem römischen Papst, seinem Stellvertreter auf Erden, dienen will, der soll sich..., dessen bewußt werden, daß er Mitglied einer Gesellschaft ist, die vornehmlich dazu errichtet worden ist, um besonders auf den Fortschritt der Seelen in Leben und christlicher Lehre und auf die Verbreitung des Glaubens abzuzielen durch öffentliche Predigten und den Dienst am Wort Gottes, die Geistlichen Übungen und Liebeswerke und namentlich durch die Unterweisung von Kindern und einfachen Menschen im Christentum und die geistliche Tröstung der Christgläubigen durch Beichthören, und er soll sich bemühen, zuerst Gott, dann die Art und Weise dieses seines Instituts, die ja ein Weg zu ihm ist, stets vor Augen zu haben und dieses ihm von

[26]FELD, op.cit., S. 149
[27]Wolfgang BRAUNFELS, Abendländische Klosterbaukunst, Köln, 1969, S. 179 f.
[28]Ernst BRANDSTÜBNER, Klosterkirchen im Mittelalter – Baukunst der Reformklöster, München, 1985, S. 226 Daß der neue Orden sich direkt dem Papst unterstellte, war eigentlich grundsätzlich nichts Neues. Mit der Gründung des ersten Bettelordens der Franziskaner, kam es „1223 unter Papst Honorius III. zur Ausformung der endgültigen Regel, die das Gebot zum unbedingten Gehorsam gegenüber dem Stuhl Petri besonders hervorhebt, wohl, um die Brisanz der franziskanischen Ideologie unter institutioneller Kontrolle zu behalten.“

Gott gesetzte Ziel mit allen Kräften zu erreichen,..."[29]

Wie diese Vorsätze in der praktischen Umsetzung anzuwenden sind, beschreibt MARCUSE in seiner sehr stimmungsgeprägten Biographie über Ignatius. Der Papst hatte bereits vor der Genehmigung des Ordens zwei Gefährten des Ignatius als Dozenten für positive und scholastischen Theologie an der Universität Rom, der Sapienzia,[30] beauftragt und zwei weitere Patres nach Siena entsandt, um ein Kloster zu reformieren.[31] Weiters hatte Papst Paul III. persönlich die Mitbrüder als Konziltheologen 1546 ans Konzil von Trient abgeordnet,[32] damit sie im Kampf gegen die Häresie ihren Beitrag leisteten .

Nicht nur, dass dem Gelübde vom Montmartre, sich dem Papst bedingungslos zur Verfügung zu stellen Genüge getan wurde, und die Jesuiten als Missionare in die entferntesten Winkel der Erde zu gehen bereit waren, nahmen sie auch den Lehrauftrag an, sowie die Reformarbeit, die die Kirche bereit war von Innen her zu leisten.

Richtlinien für die Mitglieder der Gesellschaft sollten die Konstitutionen bzw. Ordensregeln oder -satzungen sein, welche der Ordensgründer und erste General der Gesellschaft verfasst hatte und zeitlebens ergänzte – NISING sieht Konstitutionen, ohne einen näheren Vermerk anzugeben, mit dem Tod Ignatius` 1556 für abgeschlossen.[33] Von namhaften Brüdern und ersten Weggefährten wurden diese jedoch als „ein völlig konfuses Labyrinth"[34] bezeichnet. Ebenso wurde bedauert, dass Ignatius kein Testament hinterlassen hatte, „ohne einen Nachfolger zu bezeichnen, ohne die Satzungen endgültig abzuschließen..."[35] Doch eigentlich hat der Ordensgründer in seinem Weitblick für das groß entworfene

[29]NISING, op.cit., S. 30
[30]MARCUSE, op.cit., S. 213
[31]MARCUSE, op. cit., S. 223
[32]FELD, op.cit., S. 163
[33]NISING, op,cit., S. 31
[34]RAHNER, op.cit., S. 146 f.
[35]RAHNER, op.cit., S. 147

Konzept „...das Endurteil über die Brauchbarkeit seines Lebenswerkes von vornherein der Zustimmung der ersten Generalkongregation...“[36] unterworfen.

Einen wichtigen Hinweis, wie die Konstitutionen zu lesen sind, liefert der Biograph Ignacio Iparraguirre. Er definiert die Korrespodenz des Ignatius, die er mit Hilfe eines Sekretärs bewältigte – der Briefbestand umfasst 6984 Nummern[37] - als Kommentar zu den Exerzitien und den Konstitutionen.[38] Dies zeigt auch, dass die Satzungen zwar möglichst allgemein verfasst wurden, jedoch im konkreten Fall einer bestimmten Auslegung unterlagen, denn letztendlich lag das Hauptinteresse des Ordensgründers in der Rettung der Seelen, der eigenen und der der Nächsten, was er in seinen Weisungen und Belehrungen immer wieder betonte.

Einen Nebensache, zumindest bis zum Auftreten eines konkreten Falles keiner Erwähnung Wert ist die Bauaufgabe. Eine Bauvorschrift oder Bauordnung wird von Ignatius nicht verfasst.

Waren die Jesuiten bis 1540 vorwiegend als Wanderprediger heimatlos umhergezogen und nahmen Quartier, wo und wie es ihnen angeboten wurde, änderte sich die Situation 1542 mit der Inbesitznahme der kleinen mittelalterlichen Kirche Santa Maria della Strada durch die Gesellschaft Jesu. Der Orden hatte endlich eine eigene Kirche, eigene Immobilie. Die Verpflichtungen und die damit einhergehenden organisatorischen Aufgaben durch die offizielle Ordensbestätigung hatten eine Niederlassung zwingend notwendig gemacht. Auf dem benachbarten Grundstück sowie im angrenzenden Pfarrhaus wurden in den Jahren darauf Wohnhaus und Professhaus des Ordens er- und eingerichtet.[39]

---

[36]RAHNER, op.cit., S. 146 f.
[37]FELD, op.cit., S. 162
[38]FELD, op.cit., S. 162
[39]Richard BÖSEL, Jesuitenarchitektur in Italein 1540-1773. Die Baudenkmäler der römischen und der neapolitanischen Ordensprovinz, Teil 1, Wien, 1986, S. 160 f.

Der Startschuss für die Ausbreitung und Ausbildung des Ordens war gegeben. Die zur Institution gewordene Gesellschaft wuchs. 1542 eröffnete das erste Kolleg in Padua, 1548 der erste mit Hochschulcharakter in Messina auf Sizilien.[40]

1549 kamen erste Gedanken auf, das Kirchlein S .M. Della Strada durch einen Neubau zu ersetzten: Die Grundsteinlegung der Stammkirche des Ordens Il Gesù wurde am 6. Oktober 1554 vollzogen.[41]

1551 eröffnete das Collegio Romano in Rom als zentrale Ausbildungsstätte. Auf dem Konzil von Trient wurde bereits wegen die Situation der katholischen Kirche in Deutschland der Plan gefasst, für deutsche Priester ein Kolleg zu errichten: Das Collegio Germanicum, „Augapfel" des Ordensgründers, eröffnete Ende August 1552.[42] In rascher Folge wurden in zahlreichen Städten Italiens Kollegien gegründet.[43]

Das Modell der Organisation und der Verwaltung des wachsenden jesuitischen Territoriums hatte seinen Vorläufer in der Idee der Ordensprovinzen der civitas, communitas oder societas perfecta des Thomas von Aquin[44] Der Dominikanermönch bemerkte in seinem Abschnitt über Landesverteidigung, dass sich „viel civitates in einer „Provinz" zusammenschließen"[45] und somit eine optimale Abwicklung der Vorhaben gewährleistet werden kann. Betrachtet man die kleinen Gruppen von Jesuitenpatres, die sich ihren Aufgaben entsprechend erst in die Städte Italiens und dann in die diversen Länder begaben, als civitas oder eben societas, so ist der Zusammenschluss zu einer Provinz ein probates organisatorisches Ordnungsmodell. Ausführliche Korrespondenz mit dem

[40]FELD, op.cit., S. 223
[41]FELD, op.cit., S.242
[42]FELD, op.cit., S. 225
[43]FELD, op.cit., S.224 „Venedig, Tivoli (1550), Bologna, Ferrara (1551), Florenz, Neapel, Perugia (1552), Monreal (1553), Genua (1554), Loreta, Syrakus (1555), Bivona, Catania, Siena (1556)"
[44] P. Franz-Martin SCHMÖLZ OP, Verfassungstheorie bei Thomas von Aquin und der modernen Politik, in: Religion, Wissenschaft, Kultur, Vierteljahresschrift der Wiener Katholischen Akademie, 15. Jg., Folge III-IV. 1964, S. 243-254
[45] SCHMÖLZ, op. cit., S. 253

Ordensgeneral und reger Austausch innerhalb der Gesellschaft vervollständigen dieses Prinzip. Darüber hinaus ist eine civitas perfecta in einer höheren politischen Ordnungseinheit als in der eines nationalen Gebildes zu sehen[46]. Die territorialübergreifende Einteilung der Ordensprovinzen, wie sie tatsächlich durchgeführt wurde, ist mit dem Hinblick auf Ignatius` frühere militärische Karriere und der Ausweitung des irdischen Königreichs Gottes schlüssig und nachvollziehbar. Für die Societas Jesu war diese Territorialpolitik letztendlich ein Angriffspunkt im Zuge der Aufhebungsbestrebungen, vor allem in Bayern.[47]

[46] SCHMÖLZ, op.cit., S.253
[47] PLONGERON, op. cit., S. 176f.

Das Jesuitenkollegium – Gestalt einer Idee

BÖSEL spricht im Zusammenhang mit der ersten ordenseigenen Immobilie von einem einheitlichen Klosterkomplex[48], welcher das Professhaus, sprich das Bürogebäude der Patres, ein Wohnhaus und eine Kirche umfasst. Die ersten Kollegien wurden 1542 in Padua, 1548 in Messina, Noviziate in Rom, Messina (1550) und Palermo (1551), das erste Priesterseminar 1560 in Rom[49] errichetet.

Die Gebäudekomplexe liegen allesamt inmitten eines urbanen Gefüges und weisen teilweise Innenhöfe bzw. Gartenanlagen auf. Die verschiedenen Zwecken dienende Architektur entspricht der differenzierten Klassifizierung der Ordensmitglieder.[50] Es handelt sich bei den unterschiedlichen Bautypen, den profanen Zweckbauten, um das Professhaus, die Seminare, die Noviziate und die Kollegien, stets mit in den Gebäudekomplex integrierter oder benachbarter Kirche. Von Anbeginn konnten externe Schüler und Studenten, „aus ihnen wurde zunehmend der Nachwuchs des Ordens rekrutiert“[51], vornehmlich adelige Konviktoren die Kollegien sowie das Seminar, das als Collegio dei Nobile[52] geführt wurde, besuchen.

In Deutschland musste die Missionierung offensichtlich straffer organisiert sein, da die Jesuitenkollegien in der Süddeutschen bzw. Oberdeutschen Ordensprovinz des 16. bis 18. Jahrhunderts mehrere Bauten mit unterschiedlichen Funktionen

[48]BÖSEL, op.cit. S. 160
[49]BÖSEL, op.cit., S. 223
[50]FELD, op cit., S. 153, „Trotz weitgehender Gleichheit in der äußeren Lebensform werden in den Konstitutionen vier unterschiedliche Klassen von Ordensmitgliedern festgeschrieben: 1. Die erste Klasse ... die Ordensprofeß mit allen vier Gelübden abgelegt haben,..wissenschaftliche Bildung haben, ...müssen ordinierte Priester sein... auch als Professen bezeichneten Patres sind die Elite des Ordens,....2. Die Koadjutoren ...legen nur die drei üblichen einfachen Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ab, 3. Die dritte Klasse ist die der Scholastiker, das heißt, der Studenten, die sich auf den Eintritt in die Gesellschaft, sei es als Professen, sei es als Koadjutoren vorbereiten und nach hinreichender wissenschaftlicher und spiritueller Examinierungen aufgenommen werden; 4. Die vierte Klasse der Gesellschaft bilden diejenigen, die zunächst aufgenommen werden, ohne daß über ihre zukünftige Stellung und Bestimmung im Orden schon eine Entscheidung getroffen würde. Als Probezeit (Noviziat) für alle Kandidaten werden zwei Jahre festgesetzt. Nach dem Studium folgt ein weiteres Jahr Wartezeit,...“
[51]FELD, op.cit., S. 224
[52]BÖSEL, op.cit., S. 223

zusammenschlossen.[53] Innerhalb des Baukomplexes waren meist Kirche, Kolleg, hier ist das Wohngebäude der Ordenskommunität gemeint, Gymnasium, Seminar, Kongregationssaal, mitunter ein Theater oder eine Universität.

Warum kein Kloster?

Von einer Klostergründung des Jesuitenordens ist in der Literatur nichts geschrieben. In Bezug auf jesuitische Niederlassungen ist stets von Residenzen oder Kollegien die Rede. In erster Linie war die Verwaltung und die Ausbildung des Ordensnachwuchs zu bewältigen. Konnte ein Kloster dieser Aufgabe nicht gerecht werden?

Es war wieder der reformierende Bettelorden der Dominikaner, der bereits im 13. Jahrhundert das Klosterschema für sich weiterentwickelte. Das Benediktinerschema wurde zwar beibehalten, also der Kreuzgang, um den Kirche und Gemeinschaftsräume gruppiert, als der Kern der Anlage. Die Dormitorien wurden durch einzelne Zellen für die Mönche ersetzt, hinzu kamen Studienräume und Bibliotheken, an Stelle der Kapitelsäle traten Kapellen. Den Kern bildeten nun die Zellen, in denen die Fratres schliefen und arbeiten. „Ein privates Element zieht in den Organismus ein, die Individualität gewinnt an Bedeutung,...“[54]

Weshalb übernahmen die Jesuiten das Klosterschema der Dominikaner nicht? Waren die Dominikanermönche allesamt Kleriker, so musste der Nachwuchs der Societas Jesu erst grundlegend unterrichtet und ausgebildet werden, bevor die Lehren der Kirchenväter studiert werden konnten. Als ordinierte Priester waren die Jesuiten ja auch nicht der stabilitas loci verpflichtet, sondern einem Wanderleben mit apostolischem Ziel. Das Klaustrum war für diese missionarische Betätigung der ungeeignete Wirkungsort.

[53]NISING, op.cit. S. 50 ff
[54]BRAUNFELS, op.cit., S. 189

Neben dem Studium als Rüstzeug, um gegen die Häresie anzutreten, war es Ziel des Dominikanerordens, durch Predigt die Volksmassen wieder in die Kirchen holen. Zu diesem Zweck wurden weiträumige Hallenkirchen erbaut, die, im Gegensatz zu anderen Klosterkirchen, beispielsweise der Zisterzienser, eben auch dem Volk, und nicht nur den Mönchen zugänglich waren. Damit die Dominikanermönche jedoch ungestört ihr Stundengebet abhalten konnten, wurde hinter dem Altar ein Chorraum eingerichtet.

Der Bautyp Kollegium

Die Kollegien, klosterähnliche Lehr- und Erziehungsanstalten, galten allgemein als optimaler Bautyp für ein intensives und von den weltlichen Dingen abgekehrtes Betreiben des Studiums. Das Kollegium Montaigu und das Kollegium Sainte-Barbe im Pariser Quartier Latin waren für Jahre die Heimstatt des Studenten Loyola[55].

Die Anfänge des „Kollegiums“gehen auf das 13. Jahrhundert zurück. Die übliche Vorgangsweise in der Ausdehnung einer Institution im städtebaulichen Gefüge machte die Adaption von bereits bestehenden Bauten notwendig, sowie den Ankauf von weiteren Häusern oder eventuell freistehenden Grünflächen. Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden eigens Neubauten errichtet, “in denen die Institution Kollegium zweck- und wesensgemässe Gestalt in einer Bauform fand, die Bauaufgabe vom Typischen her erfasste und die Bauidee erkenne ließ. Es entstand in den Neubauten ein Bautyp, der internationale Gültigkeit gewann.“[56]

Der Gründer des berühmtesten Kollegiums, Robert de Sorbon, institutionalisierte 1257 seine erzieherischen Beweggründe, mittels des Collège de Sorbonne, in einer klosterähnlichen Einrichtung, mit dem Gedanken, arme graduierte Artisscholaren

[55] MARCUSE, op. cit., S. 131
[56] Konrad RÜCKBORD, Universität und Kollegium, Baugeschichte und Bautyp, Darmstadt 1977, S. 5

bei der Vorbereitung auf ihr Theologiedoktorat zu unterstützen. Robert de Sorbon stellte selbst die Statuten auf. Die Kollegiaten lebten in einer auf das Studium abgestimmten Klausur. Private Ambitionen wurden hinter das allgemeine Wohl gestellt, die Mitglieder bildeten eine Studien- und Interessengemeinschaft, „gegenseitige Kritik und Anregung halfen ihnen im Sinne einer „Teamarbeit" ihr Studium gründlicher zu bewältigen."[57] Dies bestimmte das Wesen des Kollegiums, das für viele, spätere Kollegsgründungen verbindlich werden sollte, ebenso für die der Jesuiten, die dieses Prinzip jedoch nicht ausschließlich für ihre Scholastiker und Seminaristen, sondern auch zum Teil für ihre Konviktoren, die Gymnasiasten, übernahmen.

Zur Gestalt des Bautyps ist grundsätzlich festzuhalten, dass die Kollegien den Hospitälern eng verbunden waren, und für die Kollegiaten nur ein großer gemeinsamer Schlafsaal zur Verfügung stand.[58] Der Versammlungssaal war zugleich Speisesaal. Ein Zimmer wurde durch das Aufstellen eines Tragealtars zu einem Oratorium umgestaltet. Hatte ein Kollegium keine hauseigene Kapelle, so wurde die im Sprengel gelegene Pfarrkirche mitbenutzt. Üblich war es, bei Raumnot nach Möglichkeit benachbarte Häuser anzukaufen um eine Gruppe von Häusern zu haben, die dann einen klosterähnlichen Innenhof bildeten. Da das Charakteristische der Bauaufgabe darin bestand, Wohnen und Lehre in einer funktionell-formalen Einheit zu verkörpern, „und da die Kriterien zur Konzeption überregional gültig waren, gewann das Bauwerk den Rang eines Bautyps."[59]

Erstaunlich und faszinierend zugleich ist, dass sich auch das Raumprogramm, „das nach einem Funktionsschema sinnvoll geordnet in einem Bauwerk Gestalt annehmen konnte...mit Räumen für Unterkunft, Lehre, Versammlung und Verwaltung, überall Gültigkeit"[60] hatte, sich nicht nur überregional durchsetzte,

[57] RÜCKBORD, op. cit., S. 45
[58] RÜCKBORD, op. cit., S.58
[59] RÜCKBORD, op. cit., S. 62
[60]RÜCKBORD, op.cit., S. 115

sondern auch über die Jahrhunderte geradezu unverändert blieb. Das allgemeine Raumprogramm und die Allgemeingültigkeit des Gebäudekonzepts Kollegium wurden für die Jesuitenkollegien übernommen.

Stil – Schema – Konzept

Die Diskussion über den Stil der jesuitischen Bautätigkeit und die Bestimmung der Ergebnisse architekonischen Bemühens ist meines Erachtens noch nicht hinreichend geklärt. Im Hinblick auf den Begriff Zisterzienserarchitektur oder Bauschema der Benediktinerklöster, verhält sich der Sachverhalt um die jesuitischen Bauten etwas differenzierter. Denn Ignatius hat nichts Neues, mit wenigen Merkmalen Offensichtliches eingeführt, so wie beispielsweise die Klosteranlagen der Bettelorden. Ignatius von Loyola hat traditionelle Bautypen, Gebäudeelemente und Funktionsstrukturen für seine Bedürfnisse angepasst und eingesetzt. Es geht also nicht darum, mit dem Irrtum einer eigenen Jesuitenbaukunst aufzuräumen[61], es geht darum die Eigenleistung zu definieren, ihr nach Möglichkeit einen Namen, einen Begriff zu geben und darin ihre Besonderheit in der Geschichte der Ordensbaukunst zu würdigen.

Das Verhältnis des Ordensgründers Loyola zur Kunst ist in wenigen Begebenheiten und schriftlichen Äußerungen erfasst und soll das Bild zum Verständnis der Stildiskussion ergänzen.

Zu Beginn seiner Pilgerschaft kam er nach Navarrete, wo sich Loyolas früherer Dienstherr, Herzog von Nájera, aufhielt, kassierte dort Geld für geleistete Dienste und bezahlte damit Schulden und die Restaurierung eines Madonnenbildnisses.[62]

FELD vermutet, dass Ignatius vor diesem Bild möglicherweise das Keuschheitsgelöbnis abgelegt hat. Dieser Akt der Wertschätzung zeigt jedenfalls

[61]NISING, op.cit., S. 13
[62]FELD, op.cit., S. 19

den Respekt vor der Kunst als Mittel zur Versenkung im Gebet, als Medium für die Introspektion des Adoranten.

Dies gilt auch für die Architektur. Mit dem Neubau der Stammkirche des Ordens Il Gesú soll niemand geringerer als der Bauleiter von St. Peter, Michelangelo Buonarotti beauftragt worden sein. Der Grundstein wurde 1554 gelegt. In dem Bericht darüber wurde jedoch nur „vom Architekten" gesprochen, der zwei Edelsteine unter den Grundstein legte, jedoch nicht gemeinsam mit dem spanischen Kardinal Bartolomeo de la Cueva und Ignatius von Loyola.[63] Das Bauprojekt wurde 1555 vorübergehend eingestellt.[64] Es ging hier nicht allein um die Umsetzung einer bestimmten Raumgestaltung nach Michelangelo, oder dem Entsprechen des Repräsentationsbedürfnisses des Stifters Alessandro Farnese im Folgeprojekt (Grundsteinlegung 1568, beteiligte Architekten waren Giacomo Vignola und Giovanni Tristano), sondern auch um das Durchsetzen von praktischen Gestaltungsideen des jesuitischen Baubüros in der Kirchenplanung. [65]

In einem Brief, dem sogenannten „Deutschlandbrief" äußert sich Ignatius in Bezug auf die Missionierung Deutschlands und der damit verbundenen Bautätigkeiten des Ordens eindeutig:

„Machen Sie sich allen liebenswürdig, indem Sie in Demut und Liebe allen alles werden und sich den Sitten des Volkes anpassen."[66]

Diese Weisung zur Anpassung an das, was die Missionare vorfinden, ist auch bei BRAUN und DUHR bestätigt: „In rein weltlichen Fragen – und so auch in der Kunst – haben sie (die Jesuiten) durchaus dem Empfinden und den Anschauungen des Volkes Rechnung getragen,... und statt diesem die eigene Auffassung aufzuoktroyieren, sich vielmehr bestrebt, in aller Weise sich selbst

[63]FELD, op.cit, S. 242
[64]BÖSEL, op,cit., S. 163
[65]BÖSEL, op.cit., S. 164
[66]MARCUSE, op. cit., S. 244

dem nationalen Geist und den Gepflogenheiten der ihnen zur Wirksamkeit übergebenen Länder in weiser Klugheit anzupassen.“[67] Es wird betont, dass dies „ganz im Geiste der Regeln, die da wollen, dass die Mitglieder des Ordens überall, wo sie wirken, sich allen anpassen, um allen alles zu werden“[68], geschieht. So auch bei neuen Niederlassungen, wie es bereits in der Gesellschaft üblich war, bei „Übernahmen von bürgerlichen oder sonstigen Häusern“[69] einen Anfang zu machen.

Zur Ignatius Lebzeiten wurden einige Bauten aufgeführt: das Professhaus, die ersten Kollegien, sowie die dazugehörigen Kirchen. Ignatius hat sich in keiner Weise in einer Bauvorschrift dazu geäußert. Erst zwei Jahre nach seinem Tod wurden in den Generalkongregationen von 1558 und 1565 Richtlinien für Bauwerke in den sogenannten Kanonices[70] nieder geschrieben. Ausschlaggebendes Kriterium war die Zweckmäßigkeit der Anlage sowohl bei den Kirchen als auch bei den Kollegien. „Regel war es nach Möglichkeit das Kolleg in seinen verschiedenen Geschossen mit der Kirche durch Zugänge zu verbinden, damit die Insassen, ohne das Haus verlassen,..., zu müssen auf den Emporen oder in eigenen der Kirche angefügten und einen Ausblick auf den Chor gestattenden Oratorien einen Besuch des Allerheiligsten machen konnten.“[71]

DUHR schreibt weiter, dass am alten Hofsystem der mittelalterlichen Klöster festgehalten wurde, jedoch der Kreuzgang ersetzt wurde durch geschlossene Korridore oder durch einen an ein oder zwei Seiten angebrachten Portikus, der lediglich den Zweck hatte, einen gedeckten Gang zwischen zwei Flügeln zu schaffen. Als städtische Anlage bot sich dieses Schema in geschlossenen Baukörpern selbstverständlich an, so wie es an einem der frühesten

[67]P. Josef BRAUN SJ, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Freiburg 1908, S. 485
[68]BRAUN, op. cit., S. 484
[69]P. B.DUHR SJ, Geschichte der Jesuiten in Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert, Freiburg 1907., S. 603
[70]ebenda
[71]DUHR, op. cit., S. 605

Jesuitenkollegien in Messina auf Sizilien 1548 aufgeführt wurde. (Abb.: 1) Doch legte man damals schon Wert auf ein solides und angepaßtes Erscheinungsbild: „ La facciata è di un´architettura magnifica tutta di marmo, quale viene accompagnata da quella della Chiesa del medesima Collegio...“[72]. Leider ist das Kolleg, spätestens 1608 auch Sitz der Universität von Messina[73], bei dem schweren Erdbeben von 1908 zerstört worden. Ein Bildnachweis aus dem Archiv der Società Fotographica Italiana in Mailand, vermittelt jedoch den Eindruck der für den Ordensalltag geforderten Bestimmung des gedeckten Arkadenganges um einen Innenhof. (Abb.: 2)

Für die Volkskirchen des 17. und 18. Jahrhunderts in Deutschland kamen im Zuge des Gedankens an Raumgewinnung und Weiträumigkeit „schmale Galerien über den Seitenschiffen, doppelte Emporen an den Eingangsseiten, neben dem Chor angelegte doppelgeschossige Oratorien“[74] und Varianten von Sakristeioratorien zur Ausführung. Die Einrichtung eines Chorraumes für das ungestörte Abhalten des Stundengebets, hinter dem Altar, kam bereits in den Bettelordenskirchen zur Anwendung.

An diesen allgemeinen Besonderheiten der jesuitischen Bauten wurde beharrlich festgehalten. Es gab sogar eine Zeit, so DUHR, da wurde in Rom an Idealpläne gedacht, die bis zu einem gewissen Grad eine Vorlage für Neubauten bilden sollten. Es war ein „Versuch zur Uniformierung des Bauwesens“[75]. Diese „Instruction de usu idearum“ sollte Zeit und Geld sparen helfen. Aus den einzelnen Provinzen wurden jedoch weiterhin individuelle Baupläne zur Überprüfung nach Rom geschickt. Der Versuch der Idealentwürfe setzte sich nicht durch.

---

[72] Francesca PAOLINO, Architetture religiose a Messina e nel suo Territorio fra Controriforma e Tradorinascimento, Messina 1995, p. 45
[73] Francesco GUERELLO, La Pedagogia della Compania de Gesù, Messina 1991, Klappentext
[74] DUHR, op. cit., S. 606
[75] DUHR, op. cit., S. 606

Was jedoch diese architektonischen Eigenheiten zu einem Jesuitenstil macht, bleibt ein „mehr oder weniger unreflektiertes Festhalten der wissenschaftlichen Terminologie an dem Schlagwort“[76] und ist auf die antijesuitisch gesinnte Polemik der Aufklärung bzw. auf einen gewissen Fanatismus, wie bei François de Dainville, der alles Jesuitische betrifft, zurückzuführen.

Der Begriff Stil trifft hier nicht zu, da die Gestaltungsidee keine einheitliche Erscheinungsform zur Folge hat und haben kann. Eine eigene Art, ein modo proprio, kann viel eher zugestanden werden, der jedoch weniger wissenschaftlich zu verstehen ist und viel mehr ein Bekenntnis zur Eigenart definiert und von einem aus den eigenen Reihen kam, namentlich vom Leiter der ordenseigenen Baukommission Giovanni Tristano. Dieser leitete von 1558 bis 1575 dies Kommission. [77]

Die Umsetzung dieser Eigenheiten war in Abstimmung mit den Ordensregeln zu erfüllen. Der zugezogene Architekt erarbeitete mit dem zuständigen Rektor der jeweiligen Niederlassung das Projekt am individuellen Fall.

Von DUHR und BRAUN kam die Forderung, den Begriff Jesuitenstils fallen zu lassen, denn „der Name ist ein bloßer Klang ohne Inhalt“[78] eine Fabel. Schärfer noch: „Das Wort Jesuitenstil ist ein Name ohne Inhalt, ein Wort ohne Sinn. Möge es bald aus den Kunstgeschichten und Enzyklopädien verschwinden. Es ist ohne alle Existenzberechtigung.“[79]

Trotz der Forderung BRAUNs, hielt die Diskussion über den Begriff des Jesuitenstil an. Knapp 50 Jahre danach erschien ein Artikel zu diesem Thema. Der Autor François de DAINVILLE SJ fasst darin sämtliche relevanten Standpunkte

[76] BÖSEL, op.cit., S. 12
[77] P. PIRRI, Giovanni Tristano e i primordi della architettura gesuitica, in: Institutum Historicum SJ, 8, Roma 1955, p. 300
[78] DUHR, op. cit., S. 645
[79] BRAUN, op.cit., S. 256

und Argumente zusammen und beginnt selbst mit der Verteidigung des Begriffs.[80] Der Autor vermeint, jeder Kirche in Europa eine jesuitische Patronanz anzusehen und attestiert dem Orden ein neues Schönheitsverständnis, das im Detail einhergeht mit der Klarheit und Aufrichtigkeit ihrer Taten. Dass die Generale die Form des Stils entsprechend dem Geschmack der jeweiligen Epoche akzeptierten, ist die Folge einer humanistischen Theozentrik und eines apostolischen Ignatianismus. Die Jesuiten haben neue Formen in die Architektur eingeführt, betonten die Funktionalität des geweihten Gebäudes und ordneten die Ästhetik unter den Kultus und das Apostolat. Das, so DAINVILLE, ist die Originalität dieser Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts. Im Vordergrund steht also das Dienstbarmachen der Architektur für die apostolische Aufgabe und nicht ästhetische Belange.

Obwohl DAINVILLE Gegenstimmen anführt wie die von P. Parent SJ[81], von L. Hautecoeur[82] und von M.Pierre Moisy[83], lassen ihn deren Argumente gegen den Begriff eines Jesuitenstils unberührt. Bereits 1753 erschien der „Essai sur l ´architecture“ von P. Laugier. Den lässt DAINVILLE ebenso nicht unerwähnt. Darin wurde nicht von einer Architekturtheorie, allein vom praktischen Gebrauch, der Stereometrie und der Perspektive gesprochen. Ihre Kirchen, so heißt es dort, unterschieden sich nicht mehr von gemeinen Pfarrkirchen in Addition der seitlich des Chores platzierten Oratorien, um den Patres die Teilnahme am heiligen Sakrament zu erleichtern. Es gibt keinen Jesuitenstil da ihre Architektur nur zweckmäßig und praktisch ist, betont P.Laugier. DAINVILLE ist allerdings von seinem Standpunkt nicht abzubringen.

Der Begriff Jesuitenstil ist irreführend. Er lenkt von der eigentlichen Absicht ab.

[80] François de DAINVILLE, LA Légende du Style Jésuite, in : Etudes. Pères de la Companie des Jèsus, Paris 1955, p. 3-16
[81] L´Architecture des Pay-Basméridionaux aux XVI, XVII et XVIII siécles, Paris 1926
[82] Histoire de l´Architecture classique en France
[83] Les eglises des Jésuites de L´Assistence de France,

Als Stil kann eine Eigenart, eine einem Künstler attestierte Handschrift bezeichnet werden. Ein Stil bezeichnet ebenso einen Ismus, eine Epoche. Das Zeitalter des Barock beispielsweise wird mit dem Entstehen der Societas Jesu und das Ende dieser Epoche mit dem Niedergang und der Aufhebung des Ordens in Verbindung gebracht.

Die Jesuiten haben an der Entwicklung der barocken Baukunst Italiens wesentlich Anteil. Das reicht für die Bezeichnung Jesuitenarchitektur jedoch nicht aus, vor allem wenn der Blick über die Landesgrenzen hinaus geht, wo eben nicht barock gebaut wurde. Sich anzupassen den örtlichen Stil zu übernehmen, impliziert für den Bauherrn sich lediglich des erprobten Schemas zu bedienen, dieses zur Anwendung zu bringen und regionale künstlerische Errungenschaften zu übernehmen, um nicht zu sagen zu applizieren.

Vorweggenommen ist zu bemerken, dass die Bestimmungen der ersten Generalkongregationen, die Funktionalität der Bautypen und die Zielsetzung des Ordens verbindlich geblieben sind.

Eine „überregional einheitliche Baugesinnung“[84] kann von Loyola und seinen Nachfolgern in den Anfängen nicht beabsichtigt gewesen sein. „Der Stil der geplanten Bauten spielte in den Gesuchen um Baugenehmigungen keine Rolle.“[85] Vielmehr ist hinter den Argumenten die eigentliche Absicht des Ignatius verloren gegangen: die Erlösung der eigenen Seelen und die der Nächsten. Malerei, Architektur waren Instrumente zur Erreichung der Ziele. Die wenigen Merkmale und sogenannten Eigentümlichkeiten der jesuitischen Architektur sind die Parameter eines genialen Konzepts, das in geradezu beliebiger Form in Erscheinung treten kann, da es nicht an zeitbedingte Moden gebunden ist.

[84]BÖSEL, op.cit., S. 13
[85]NISING, op.cit.,S. 44

Das Konzept Loyolas

Als Ignatius nach Venedig kam, um mit seinen Gefährten einen Kreuzzug ins Gelobte Land zu unternehmen, traf er dort auf die „Blütezeit der Künste, der kultivierten, antikheiteren Lebensformen und des freien „Renaissance-Menschentums“.[86] Der eigentliche Ausgang für die Entfaltung des Individuums ist laut BADSTÜBNER im Franziskanertum zu suchen.

Die Entwicklung führte zum einen hin zu Künstlerindividualitäten wie Michelangelo, Raffael, Correggio oder Tizian[87] und mündet zum anderen in die Reformation. Der Künstler ist nicht nur Handwerker oder gebildeter Gelehrter wie Leonardo da Vinci, er ist in der Lage durch Empathie seiner Kunst eine entscheidende Wende zu geben.

Ignatius konnte jedoch von den Künstlern und ihren Errungenschaften nicht viel halten, weideten sich doch im Glanz und Prunk der Kunst Fürsten wie Kleriker und vergaßen auf ihre Aufgaben. Ignatius wurde jedoch nicht Bußprediger. Er wurde Gestalter mit dem Auftrag der Rettung der Seelen.

Ignatius beschäftigt sich nicht mit der Kunstdisziplin, darüber ist er erhaben. Er ist lediglich bemüht, sein Instrument zur Seelenrettung in eine allgemeingültige Form zu bringen. Als ehemaliger Soldat und Stratege baut er auf die grenzenlose Ausbreitung seiner Bemühungen, das Konzept sollte überall dort gültig sein, wo auch immer der Papst seine Gefährten hinschickte, nach China, Südamerika, England oder in die nächstgelegene Stadt.

Die Gestalt dieser Idee konnte aus diesem Grund nur wenige aber wesentliche Merkmale aufweisen.

---

[86]FÜLÖP-MILLER, op.cit., S.
[87]Max DVORAK, Michelangelo, in: Studien zur Kunstgeschichte, Leipzig, 1991, S. 76

Wahrscheinlich war es für Ignatius mit seinem Erfahrungsschatz ein Leichtes, ein derartiges Konzept zu entwickeln.

Die Idee des Konzepts musste Ignatius gar nicht verschriftlichen. Sie fand ihren Niederschlag in den Bauten, die zu Lebzeiten des Ordensgründers und ersten Generals realisiert wurden. Es ist anzunehmen, dass über die vorgelegten Pläne beraten und diese auf die Zielsetzung des Ordens hin überprüft wurden. Die langjährigen Weggefährten und Vertrauten des verstorbenen Ignatius - allen vor an Diego Laynez – er war einer der fünf Gefährten, die zusammen mit Ignatius am Montmartre das Gelübde ablegten und leitete als 2. Ordensgeneral die Geschicke des Ordens von 1558 bis 1565 - legten dann die Idee des Kozepts als Richtlinien für die Bauvorhaben in den Generalkongregationen 1558 und 1565 schriftlich fest.

Ignatius war der Urheber der Regeln, er stellte sie auf. Er vollzog die Synthese aus dem Gegebenem und dem Geforderten. Ignatius handelte jedoch nicht als Künstler, was in jener Zeit einem eher dem Handwerkerdasein entwachsenen Individuum entsprach, sondern als Theologe. Dieser stand in der Wertigkeit immer noch über dem Künstler.

Von Aristoteles ist überliefert, „dass die Form des Kunstwerks in der Seele des Schöpfers da sei, noch ehe sie in die Materie eingehe.“[88] Für Plotin „ist die Form in jeder Beziehung der Materie überlegen: sie ist mehr Sein, mehr Substanz, mehr Natur, mehr Ursache als die Materie, sie ist ihr gegenüber etwas Besseres und Göttliches.“[89] Das im Geiste gebildete „concetto“[90], erstmals von Vasari definiert, wurde von ihm als sichtbarer Ausdruck des „Disegno“ gedeutet. Dieses „concetto“, vom Gegebenen ausgehend, führt zur mittelalterlichen Anschauung

[88]Erwin PANOFSKY, Idea, Berlin 1975, S. 13
[89]ebenda
[90]PANOFSKY, op.cit., S. 45

von der Zeichnung als ein „inneres Licht“ und „inneres Auge“ des Geistes.[91] Dieses kann und darf aber nicht menschlichen Ursprungs sein.

Kasimir Malewitsch, Marcel Duchamps und Laszlo Moholy-Nagy definierten die traditionelle Kunst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts neu. Die Handschrift des Künstlers verliert an Bedeutung und tritt hinter die geistigen Prozesse und die Entscheidungen.[92] Die Umsetzung eines solchen konzeptuellen Kunstwerks geschieht beispielsweise bei Moholy-Nagy mittels einer telefonischen Anweisung an einen Arbeiter einer Porzellanmanufaktur zur Herstellung eines Kunstobjekts[93]. Auf das tatsächliche Ergebnis hat der Künstler letztendlich keinen Einfluss.

Ignatius von Loyola begründet nicht einen neuen Stil. Seine Leistung liegt in der Idee, eine bestimmte Tradition umgedeutet und ihr eine spezifische Aufgabe zugewiesen zu haben, und ihr weiters seine Urheberschaft wie auch Einflussnahme entzogen zu haben.

[91] ebenda
[92] Ingrid SIMON, Vom Aussehen der Gedanken – Heinz Gappmayr und die konzeptuelle Kunst, Klagenfurt, 1995, S. 18
[93] Ulrich TRAGATSCHNIG, Konzeptuelle Kunst, Berlin, 1998, S. 14

Teil II

Die österreichischen Jesuitenkollegien des 19. Jahrhunderts

Das Erbe des Iñigo von Loyola

Der Ordensgründer Loyola wurde zum ersten General des Companie gewählt. Er forderte von seinen Mitbrüdern soldatische Disziplin, absoluten Gehorsam und Demut gegenüber ihrem Werk. Der Sitz des Generals wurde Rom und von dort aus sollte der „Büromönch" Loyola die entstehenden Provinzen leiten. Der Aufbau der Gesellschaft Jesu gedieh. Die Erbschaft, die der eifrige Soldat Christi bei seinem Tod 1556 hinterließ, bestand aus zwölf Provinzen, hundert Stationen bzw. Niederlassungen und 15 000 Mitgliedern.[94]

Um die Größe der Gesellschaft Jesu richtig einschätzen zu können, sollen noch einige Fakten genannt werden. Am Vorabend der Aufhebung 1773 stand der Orden in voller Blüte „trotz oder gerade wegen der Aufklärung"[95]. Es gab 22 500 (vielleicht 30 000) Ordensbrüder, 800 Residenzen, 700 Kollegien und dazu kamen 300 Missionen in Amerika und Asien.[96] Allein in Frankreich, von wo aus die Aufhebung des Ordens federführend betrieben wurde, gab es 2000 Jesuiten, dazu kamen 1300 Scholastiker, es bestanden fast 100 Kollegien (1761), 32 Seminare sowie ein außerordentlich gut strukturiertes Seelsorgenetz.[97] Allein in der „österreichischen, böhmischen und polnischen Provinz", in welche der österreichische Kaiserstaat vor der Aufhebung des Ordens geteilt war, wurden im Jahr 1750 4061 Mitglieder, darunter 1976 Priester gezählt. Sie waren in 3 Professhäusern, 81 Kollegien, 8 Noviziaten, 65 Seminaren und Konvikten, 43 Residenzen und 63 Missionen tätig.[98]

---

[94] MARCUSE, op. cit., S. 303
[95] Bernard PLONGERON, Geschichte des Christentums, Band 10, Aufklärung, Revolution, Restauration (1750-1830), Die Konfrontation zwischen Kirche und Moderne, Über den „Fanatismus" des katholischen Europa, Freiburg i. Br. 2000, S. 165
[96] PLONGERON, op. cit., ebd.
[97] PLONGERON, op. cit., ebd.
[98] Johann KELLE, Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, Prag 1873, S. 205 f

Aufhebung und Fortbestand des Ordens

Unter Papst Clemens XIV. wurde das Breve „Dominus ac Redemptor“ vom 21. Juli 1773 gedruckt und verfügte die Aufhebung des Jesuitenordens.[99] Dies bedeutete jedoch nicht das endgültige Ende der Societas Jesu. Es gab Landesfürsten, die sich der Durchführung der Ordensaufhebung widersetzten, da sie den Jesuiten einen positiven Einfluss attestierten. Zarin Katharina II. von Russland, die den Nutzen der jesuitischen Jugenderziehung erkannte, ließ das Breve nicht verlesen und erwirkte beim Papst Pius VI. den Fortbestand der Gesellschaft Jesu in ihrem Land[100]. Der Papst ermutigte sogar einen gewissen José Pignatelli, sich den russischen Jesuiten anzuschließen, ohne Italien zu verlassen und im Herzogtum Parma 1795 ein Noviziat einzurichten.[101]

Mit dem Breve vom 7. August 1814 durch Papst Pius VII. wurde allgemein die Ordensgemeinschaft wieder hergestellt.

Allerdings wurden die Jesuiten 1820 aus Weißrussland ausgewiesen, bekamen jedoch von Kaiser Franz I. von Österreich die Bewilligung, die polnische Jugend in Galizien zu unterrichten und sich ebendort anzusiedeln[102]. Von dort aus wurden Niederlassungen in Graz, Linz und Innsbruck gegründet, diese wurden nach der Trennung von der Galizischen Provinz, 1846, der Österreichischen Provinz unterstellt.

Aus Spanien und Portugal wurden die Jesuiten 1834 ausgewiesen, in Frankreich kam es zu einer Generaloffensive gegen die Gesellschaft und auch in Italien und Österreich gab es scharfe Kritik an den Jesuiten.[103] Einige der aus Weißrussland

[99] PLONGERON, op.cit., S. 172
[100] P. Jakob PIERLING, Gedenkblätter aus der österreichisch-ungarischen Provinz der Gesellschaft Jesu, Kalksburg 1901, S. 3
[101] Roger AUBERT, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, Kirche in der Gegenwart, Die Kirche zwischen Revolution und Restauration, Das Erwachen der katholischen Lebenskraft, 12. Kapitel Die Wiedergeburt der alten Orden und das Aufblühen neuer Kongregationen, Freiburg, Basel, Wien 1971, S. 249
[102] AUBERT, op. cit., S.251
[103] AUBERT, Handbuch der Kirchengeschichte, Die Kirche in der Gegenwart, Die Fortführung der

vertriebenen Jesuiten wurden in der 1818 wiederhergestellten Schweizer Provinz aufgenommen, wo die Jesuiten 1847 mit einem Ausweisungsdekret konfrontiert waren und des Landes verwiesen wurden. Im benachbarten Vorarlberg fanden sie dann in Feldkirch eine leerstehende Kaserne, die sie 1852 erwarben und das Kolleg Stella Matutina gründeten[104].

katholischen Erneuerung in Europa, 22. Kapitel, Die Fortschritte des Ultramontanismus und das Wachstum der internationalen Orden, Freiburg, Basel, Wien 1971, S. 424

[104] P. Ferdinand STROBEL, Sakra Helvetia, Bern 1976, S.535-538

JESUITEN IN ÖSTERREICH

Mit dem kaiserlichen Erlass vom 20. Juni 1852 wurde das Verbannungsdekret von 1848 wieder außer Kraft gesetzt. Somit konnten die Jesuiten den Aufbau der österreichischen Provinz fortsetzen und Niederlassungen gründen. Eine katholisch-restaurative Phase im ersten Regierungsjahrzehnt Kaiser Franz Josephs setzte ein und so kam es im Konkordat zwischen der katholischen Kirche und dem Kaiserhaus vom 18. August 1855[105] zur Beendigung des Josephinismus.

Die Österreichische Ordensprovinz umfasste neben dem österreichischen Staatsgebiet Böhmen, Ungarn und Kroatien. Nach dem Ausgleich von 1867, der Teilung des Reiches und der Bildung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, wurde auch die Ordensprovinz ab 1870 als „Provincia Austriaca-Hungarica" beizeichnet; sie verblieb aber als Gesamtprovinz.[106] Die Anzahl der neu gegründeten Niederlassungen in der gesamten österreichischen Ordensprovinz war beachtlich. In den Gedenkblättern zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Ordensprovinz führt PIERLING nicht weniger als 21 Niederlassungen auf.

Die Niederlassungen, die zwischen 1829 und 1899 gegründet wurden, dienten unterschiedlichen Zwecken und verdankten ihre Entstehung unterschiedlichen Beweggründen. Denn es waren nicht allein die Jesuiten selbst, die sich um Niederlassungen bemühten. Es wurden am Beispiel des Grazer Hauses deutlich eine Einladung des Seckauer Fürstbischofs an die Galizischen Jesuiten ausgesprochen, eine Noviziat eben in Graz zu gründen. Dieses wurde 1829 in einem von den Piaristen verlassenen Kollegium in Gleisdorf gegründet[107]. Monate später mussten die Novizen in ein Privathaus übersiedeln, 1832 konnte das

[105] Emerich CORETH SJ, Das Kollegium Innsbruck – Grundzüge seiner Geschichte, Sonderdruck der Zeitschrift für katholische Theologie, Bd. 113, Wien 1991, S. 30
[106] CORETH, op.cit., S. 39
[107] PIERLING, op. cit., S. 5

Noviziat endlich im damals unbewohnten Dominikanerkonvent in der Grazer Vorstadt Münzgraben untergebracht werden. Nach dem Sturmjahr 1848 und der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu in Österreich konnten die Novizen jedoch den Grazer Konvent nicht wieder beziehen, denn dieser ging wieder an die Dominikaner zurück.[108].

Ebenfalls von Graz aus kamen Jesuitenpatres nach Linz. Hier hatte die Gesellschaft schon vor der Aufhebung eine Wirkungsstätte. Im folgenden Kapitel wird auf die 1837 gegründete Niederlassung, später Kollegium Aloisianum genannt, eingegangen.

Im westlichen Teil Österreichs, namentlich in Innsbruck, waren die Jesuiten bereits vor der Aufhebung tätig gewesen. 1852 übernahmen sie auch dort wieder die theologische Fakultät an der Universität.

Für die Gründung des böhmischen Seminars in Mariaschein 1853[109] sowie des Kalocsaner Gymnasiums in Ungarn 1856[110] bzw. eines weiteren Seminars im ungarischen Szatmár 1858[111] waren die zuständigen Bischöfe die Initiatoren. Es handelte sich bei den einzelnen Niederlassungen um Übernahmen von vorhandenen Gebäuden, die mit dem Gedeih der Niederlassung durch Um- und Neubauten vergrößert werden mussten, wie im Fall von Kalocsa und Szatmár. Raumnot hingegen war der Grund weshalb das böhmische Seminar in Mariaschein erst in Politz und dann in Drum angesiedelt wurde, bevor es im Wallfahrtsort Mariaschein, der schon vor der Ordensaufhebung eine Jesuitenniederlassung beheimatete, zu einem großen Seminar und Gymnasium ausgebaut wurde.

Weitere Orte an denen die alte Gesellschaft eine Niederlassung hatte, waren

[108] PIERLING, op. cit., S. 5 f
[109] PIERLING, op. .cit., S. 51
[110] PIERLING, op. cit., S. 75
[111] PIERLING, op. cit., S. 68

Innsbruck[112], das ungarische Tyrnau, Pressburg, Kalksburg bei Wien[113], Prag und Laibach. Dass jedoch die Jesuiten nicht in jedem Fall ihre alten Häuser wieder übernehmen bzw. zurückkaufen konnten, liegt auf der Hand. Tyrnau war zur Zeit des Bestehens der alten Gesellschaft die größte Niederlassung in Ungarn, die eine Universität, ein Gymnasium, ein Seminar sowie ein Konvikt umfaßte. 1853 wurde dort lediglich ein Noviziat in einem von Trinitariern übernommenen Kloster samt Kirche eröffnet[114].

Glücklicher fügte sich das Schicksal im ungarischen Pressburg (heute Bratislava). Da konnte mit Hilfe des Erzherzogs Maximilian von Österreich-Este das Kollegium der alten Gesellschaft 1854 wieder erworben, restauriert und erweitert werden[115].

Das Gebäude - zum Zeitpunkt des Ankaufs als Mietshaus in Verwendung - wurde den Erfordernissen der Jesuitenpatres entsprechend umgebaut, die nahegelegene Kirche der Gesellschaft übergeben.

Die Niederlassungen in Kalksburg bei Wien und Feldkirch waren auch dort bereits vor der Ordensaufhebung gegründet worden. 1856 konnten die Jesuiten sowohl in Kalksburg auch in Feldkirch wieder durch Kollegsgründungen Fuß fassen. Dies wird in den folgenden Kapiteln ausführlich behandelt.

1858 wurde der Lavanttaler Bischofssitz von St. Andrä in Kärnten nach Marburg in die Steiermark verlegt. Da ein Noviziat im oberösterreichischen Baumgarten (eingerichtet 1852) dort ob der unzulänglichen Raumsituation übersiedelt werden musste, bot sich die Residenz in St. Andrä mit dem Kastell Thürn und den dazugehörigen Grundstücken an, die zum Verkauf stand. Dieser Kauf wurde 1859 mit Mitteln des großen Gönners der Gesellschaft Erzherzog Maximilian von

[112] PIERLING, op. cit., S. 27
[113] PIERLING, op. cit., S. 63
[114] PIERLING, op. cit., S. 56
[115] PIERLING, op. cit., S. 58

Österreich-Este getätigt.[116] Bauliche Erweiterungen oder Umbauten wurden keine durchgeführt. 1860 wurde vom Gurker Ordinariat lediglich die Loreto-Kirche in St. Andrä an die Gesellschaft als eigene Kirche übergeben.

Ebenso konnte das ehemalige Kollegium der alten Gesellschaft in Prag erworben und von der Käuferin, Fürstin Lobkowitz, den Jesuiten geschenkt werden, die nach dem Um- und Neubau des alten Hauses dieses 1870 an die dritte Probation zur Nutzung übergaben[117].

Eine ebenfalls große Niederlassung in Laibach, umfassend eine Kirche, ein Kollegium mit Konvikt, ein Gymnasium und Lyzeum, konnte nicht zurückerworben werden. Darüber hinaus wurden die Gebäude 1895 durch ein Erdbeben zerstört[118]. Die südslawische Niederlassung wurde in Repnje 1887 in einem kleinen Wohnhaus und benachbarter kleiner Kirche eingerichtet. Aber es war wiederum die Raumnot, die den Erwerb eines Grundstückes und einen geräumigen Neubau notwendig machte[119].

Neugründungen waren die Niederlassungen in Travnik (1883)[120], Budapest (1889)[121] und Sarajevo (1894)[122] . Der Bau der Canisiuskirche in Wien (1898)[123], der durch den Canisius-Kirchenbau-Verein finanziert wurde, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Über die jesuitischen Bauten der gesamten Österreichischen Ordensprovinz und ihr architektonisches Erscheinungsbild selbst kann auf Grund der Quellen keine aussagekräftige Erkenntnis gewonnen werden. „Schönstes Haus der Provinz“, „Größtes Haus“....., reichen für eine sachliche Auswertung leider nicht aus. So

[116] PIERLING, op. cit., S. 44 f
[117] PIERLING, op. cit., S. 77 f.
[118] PIERLING, op. cit., S. 91
[119] PIERLING, op. cit., S. 93
[120] PIERLING, op. cit., S. 82
[121] PIERLING, op. cit., S. 85
[122] PIERLING, op. cit., S. 101
[123] PIERLING, op. cit., S. 103

müssen wir uns mit statistischen Fakten, die Aufschluss über eine aktive Territorialpolitik des Ordens geben, begnügen. Die Zahl dieser Niederlassungen beläuft sich insgesamt auf beachtliche 21. Davon sind acht Häuser, einst im Besitz der „alten“ Gesellschaft wieder in den Besitz der „neuen“ übergegangen. Zehn Niederlassungen wurden in übernommenen Klöstern, Bürgerhäusern und dergleichen eingerichtet. Für Nachwuchs des Ordens wurde durch die Gründung von drei Noviziaten Rechnung getragen.

In den folgenden Abschnitten werden vier Niederlassungen, die sich auf heute österreichischem Boden befinden besprochen. Linz, Innsbruck, Kalksburg und Feldkirch sind von den baulichen Erscheinungen her interessant. Das Lavanttaler Noviziat wurde in einem Gebäude aus dem 17. Jahrhundert untergebracht und ist in Bezug auf die Themenstellung nicht relevant. Die vorübergehenden Niederlassungen in Graz und Baumgarten sind aus demselben Grund zu vernachlässigen. Die Niederlassungen im benachbarten Ausland sind nur teilweise in Betracht zu ziehen, da ja das Noviziat in Tyrnau sowie das Kollegium in Pressburg nicht in Gebäuden des 19. Jahrhunderts untergebracht wurden. Allein der Neubau des Mariascheiner Kollegs könnte das Bild der österreichischen Kollegien ergänzen. Für eine entsprechende Bestandsaufnahme fehlt jedoch das nötige Quellenmaterial.

Das Kollegium Aloisianum am Freinberg bei Linz

Bereits in der Zeit vor der Aufhebung des Ordens hatten die Jesuiten eine Niederlassung in Linz.[124] Das sogenannte Nordico wurde als Ausbildungszentrum für junge Männer aus Skandinavien geführt.

Nach der weltweiten Wiederherstellung des Ordens und der Vertreibung aus Russisch-Polen konnten sich Jesuiten in Graz niederlassen und dort das erste Noviziat auf österreichischem Boden errichten. Auf Grund der wachsenden Zahl der Novizen und der bestehenden Raumnot musste an eine räumliche Ausdehnung der Niederlassung gedacht werden.

Wie so oft übernahmen die Jesuiten ein Gebäude, das ihren Ordensregeln entsprechend adaptiert wurde. Dieses Gebäude war ein ungenutzter Wehrturm am Freinberg bei Linz.

Baugeschichte

Der Erbauer und Eigentümer des Wehrturmes war ein Gönner des Ordens, Erzherzog Maximilian von Österreich-Este. Dieser war auch Augenzeuge der Lebens- und Arbeitssituation der Patres in Graz und so beschloß er, seinen Turm den Ordensleuten anzubieten[125].

Diesen Wehrturm, einen Probeturm für das projektierte Bauvorhaben eines Befestigungsrings von 32 Türmen um die Stadt Linz, ließ Erzherzog Maximilian als Fortifikationsspezialist zwischen 1827 und 1828 erbauen.[126] Nach der

[124] Fritz REDER, Die Geschichte des Freinbergs, in: Freinberger Stimmen, 57. JG./1987, S. 5ff
[125] Fritz REDER, Von der Kollegsgründung 1837 bis 1912, in: Freinberger Stimmen, 57. Jg. Linz 1987, S.5ff: In einem Brief an seinen Bruder Ferdinand von Modena kündigte Erzherzog Maximilian von Österreich-Este seine Absicht an, die Jesuiten nach Linz zu holen. In einem weiteren Brief an seinen Bruder aus demselben Jahr schrieb er, den Patres einen von ihm selbst entworfenen Wehrturm zu überlassen und im Falle einer Einquartierung der Jesuiten erwähnte er Umbauarbeiten, die Aufstockung des Turmes um zwei Stockwerke und weiter „an die Seite desselben (Turmes) eine große Kapelle zu bauen“.
[126] Fritz REDER, op. cit., S. 7

Baufertigstellung fand im selben Jahr eine Probebeschießung statt, nach welcher der Wehrturm ungenutzt blieb[127]. Daraufhin erfolgte das Angebot an die Jesuiten[128]. Nach umfangreichen Umbauarbeiten, der Errichtung einer Kapelle, diese wurde in den Sommermonaten 1837 fertiggestellt, und der Gestaltung des umliegenden Terrains in einen Garten, nach dem Vorbild eines englischen Parks[129], erfolgte das zweite Angebot an die Grazer Jesuiten. Diese nahmen an und zogen im selben Jahr am Freinberg ein. (Abb. 3) 1838 bewilligte der Kaiser die Einrichtung des „Einstweiligen Jesuitenkollegs". Die Widmungs- und Stiftungsurkunde Maximilians[130] ist datiert auf den 6. August 1846.

Nach der Vertreibung der Jesuiten vom Freinberg 1848 wurde ebendort das Bischöfliche Knabenseminar eingerichtet[131]. 1851 ließ Erzherzog Maximilian ein neues Seminargebäude errichten. Das seitlich an den Turm anschließende Gebäude wurde 1853 fertiggestellt. 1860 wurden weitere Zubauten an den beiden Seiten notwendig[132]. Mit der Übersiedlung des Bischöflichen Knabenseminars, das bis zu diesem Zeitpunkt von den Jesuiten geleitet wurde, 1897 nach Urfahr, ging die Freinberger Anlage wieder zur Gänze an die Gesellschaft Jesu. 1912 wurde dort eine Missionsschule eingerichtet. Die neue Anstalt hieß von da an „Collegium Aloisianum".[133]

---

[127] Bernhard PROKISCH, Kirche und Turmkloster der Jesuiten auf dem Freinberg bei Linz, Wien 1979, S. 4

[128] Franz BOHDANOWICZ, Hundert Jahre Jesuitenkollegium am Freiberg, in: Jahrbuch der Stadt Linz 1937, Linz 1938, S. 105 f: „Maximilian verfiel auf den Gedanken, den Jesuiten den unbewohnt gebliebenen Turm zu überlassen, zwei Stockwerke aufzubauen und an der Ostseite eine Kapelle zu errichten. Tatsächlich bot er 1833 den Bau den Jesuiten an, die jedoch nicht annahmen. Daher wurde der Turm nach den vom Erzherzog verfassten Plänen in ein „schönes und geschmackvolles Schloß" umgebaut....1836 ließ der Erzherzog neben dem Turm ein kleines Kirchlein aufführen, dessen Bauart dem Stile des Turmes angepasst war" .

[129] REDER, op. cit., S. 7

[130] Freinberger Stimmen, 52. Jg./1982, Heft 1/2, S 1-5 und Freinberger Stimmen, 53 Jg/1983, S. 1-3

[131] BOHDANOWIC, op. cit., S. 111: "Ich nehme keinen Anstand meine Bewilligung zu erteilen zum Gebrauch des Freinberger Turmes für ein Knabenseminar insolange, als nicht unvorhergesehene Fälle mich bestimmen sollten, dem oben genannten Gebäude eine andere Bestimmung zu geben", so Erzherzog Maximilian.

[132] REDER, op. cit., S. 13: „In den Jahren 1851-1853 ließ Erzherzog Maximilian das Internatsgebäude neben dem Turm errichten, das mit diesem durch einen Säulengang verbunden war. Im Jahr 1860 beauftragte er Baumeister Metz, der alle bisherigen Bauten errichtet hatte, mit einem Erweiterungsbau des Internatsgebäudes."

[133] BOHDANOWICZ, op.cit., S. 114

Baubeschreibung

Wehrturm

A u ß e n. Der Probeturm (Abb. 4) war ein konischer Bau, bestehend aus zwei konzentrischen Mauerringen mit 17 Mauerdurchbrüchen auf vier Ebenen. Auf diesen vier Ebenen oder Stockwerken waren Mannschaftsunterkünfte, Munitionslager untergebracht sowie Kanonen aufgestellt. Das abschließende Flachdach wurde mit weiteren Kanonen besetzt. Umgeben war der Turm von einem Erdwall, der bei der Adaptierung des Baus zum Kollegssitz der Jesuiten an der Süd- und Südostseite beibehalten und mit Bruchstein verkleidet wurde. Nur teilweise beibehalten wurden die Formen der Mauerdurchbrüche für die Fensterrahmen des Wohnturmes. Kellergeschoß und Parterre wurden mit Keilsteinrahmen und einer runden lukenähnliche Lichtöffnung im Scheitel zusammengefasst. Für das Mezzanin wurde die Form eines Spitzbogens, gewählt. Ein „ganzer“ Bogen wurde lediglich beim Eingang gebildet. Hier fasst dieser die Pforte und den darüber liegenden Fensterrahmen zusammen und bildet eine Einheit. Die querrechteckigen Mauerdurchbrüche des ersten Obergeschosses wurden durch kreisrunde Fensterrahmen ersetzt. Die etwas wulstigen Rohrziegelrahmungen sind zur Gänze lotrecht in das Mauerwerk eingesetzt.

Der Großteil der Umbauarbeiten des Wehrturmes umfasste die Aufstockung des Baus um weitere zwei Stockwerke. (Abb. 5) Dies ist durch eine optische Trennlinie, einen umlaufenden Gurt, deutlich. Die Anzahl der Fensterachsen ist gleich geblieben. Der Fensterrahmen des zweiten Obergeschosses ist als Zwillingsfenster mit Spitzbogen gestaltet, wobei das Spitzbogenfeld mit einem Kreisrund gefüllt ist Die Sohlbank ist von drei Konsolen unterlegt. Das dritte Obergeschoss ist schlicht gehalten. Seine Fensterrahmen sind wiederum einfache Spitzbögen aus Rohziegel. Den Abschluss der Fassade bildet ein dreifach abgetrepptes Kranzgesims aus einem Spitzbogenfries, welches unterhalb auf schmalen Konsolen aufliegt und

oberhalb in Schwalbenschwanzzinnen übergeht.

Der Eindruck der Massigkeit der geometrischen Formen des Turmes – Kegel und Zylinder - ist gemindert durch den Umstand der Einbettung oder Versenkung des Baukörpers in das Terrain auf der Süd- und Südostseite, und durch die Positionierung des im Westen anschließenden Seminargebäudes und das im Südosten stehende Kirchlein.

Die Fassadengestaltung des Turmbaus ist hauptsächlich mittels der Materialien Bruchstein und Rohziegel bewerkstelligt. In der Zeit des Vormärz hat die Architektur sehr stark ideologische Aussagekraft[134]. Der Materialbau spricht nicht nur von Wehrhaftigkeit und Dauerhaftigkeit. In der Verwendung der gotisierenden Gestaltungselemente vermittelt der Bauherr den Gedanken der Wiederbelebung mittelalterlicher Ideale und wahrer katholischer Prinzipien. In einen gewissen inhaltlichen Widerspruch gerät die Gestaltungsidee, berücksichtigt man, dass die stereometrische Form, an der beim Umbau festgehalten wurde, ihre gedanklichen Wurzeln in der revolutionsklassizistischen Architektur hat.[135] Der Turm wurde zwar als Befestigungsturm gebaut und ist in der Genealogie des Fortifikationswesens zu seiner Zeit neuester Stand der Entwicklung[136], jedoch wird dieser durch den Umbau, die Adaptierung zu einem Jesuitenkollegium, Repräsentant einer bestimmten Idee, wobei sich Geometrie und gotisierende Symbole im Wege stehen. Oder müssen hier einerseits bautechnische Entwicklungsform und ideologisches Ornamentapplikat andererseits auseinandergehalten werden?

I n n e n. Die Disponierung der Räume ist so angelegt, dass auf den untersten

[134] Renate WAGNER-RIEGER, Die Maximilianischen Türme von Linz als Architekturdenkmal, in: Kunstjahrbuch der Stadt Linz, Linz 1963, S. 78

[135] Ein weiterer Gedanke – dieser sollte auch hier berücksichtigt werden - der im Zusammenhang mit den Errungenschaften des sogenannten Revolutionsklassizismus steht, ist das „Phänomen der Sprengung der zentral geordneten, architektonischen Einheit in eine Anzahl isoliert voneinander stehender Architekturkörper“. Siehe: WAGNER-RIEGER, op. cit., S. 72.

[136] WAGNER-RIEGER, op. cit., S. 71f

Ebenen Wirtschaftsräume eingerichtet sind. Studien- und Schlafräume für die Patres befinden sich im zweiten und dritten Obergeschoss. Diese sind radial um den zentralen Stiegenaufgang angelegt. Der Lichteinfall wird über eine Glaskuppel bewerkstelligt. Das Fehlen von Innendekoration jeglicher Art verleiht dem klar strukturierten und hellen Innenraum einen schlichten Gesamteindruck.

Kirche

A u ß e n. Die kleine Kirche, geweiht dem Heiligen Maximilian, ist als schlichter Kubus mit Satteldach gebaut. (Abb. 6) Die Sockelzone ist mit Granitplatten verkleidet, die Mauer mit Bruchstein und die Fensterrahmen mit Rohziegeln gefasst. Die blockhaft wirkende Rechteckform wird durch die Maueröffnungen etwas gemildert. Der Haupteingang, eine Tür mit spitzbogigem Trichterportal aus Rohziegel liegt im Norden. An den Eingang im Osten, gleich gestaltet wie der im Norden, schließen drei niedere Spitzbogenfenster an. Diese korrespondieren mit den Spitzbogenfensterrahmen des Mezzanins des benachbarten Turmes. Der südlichen Schmalseite ist ein breites Spitzbogenfenster eingepasst. Seitenkapelle, Paramentenkammer und Sakristei sind im südöstlich und südwestlich angebauten Teil der Kirche untergebracht. Eine Verbindungsmauer am rückseitigen Anbau verbindet die Nordseite der Kirche mit dem Turm. (Abb.7)

Die Schmalseiten der Kirche sind im Giebelgesims mit Spitzbogenfries verziert, die Längsseiten mit einem zweifach abgetreppten Spitzbogenfries. Den horizontalen Abschluß bilden, wieder korrespondierend zum Turm, Schwalbenschwanzzinnen. Der Eindruck einer gewissen Zierlichkeit oder Leichtigkeit gegenüber dem massigen Mauerwerk wird mittels der schmalen polygonen Ecktürmchen erreicht. Jedem Ecktürmchen ist ein ebenso schmaler, polygoner und relativ hoher Turmhelm aufgesetzt. Über dem Giebel der südlichen Schmalseite erhebt sich ein quadratischer Dachreiter, dem ebenfalls ein polygoner, schmaler Helm aufgesetzt ist. Dieses Emporweisen der Türmchen schafft einen

gewissen Ausgleich zur erdhaften Schwere des horizontal Blockhaften.

I n n e n. (Abb. 8-11) Der fünfjochige Saalraum ist mit einem spitzbogigen Tonnengewölbe mit Stichkappen gedeckt. Die Rippen, welche die vier kreisrunde Oberlichten rahmen, sind an den Seitenwänden gebündelt heruntergeführt und mit Blattvolutenkapitellen versehen. Sie erwecken den Eindruck eines Kreuzrippengewölbes. Die strenge Rechteckform des Gebäudes scheint durch das Oberlicht, den Lichteinfall von rechts und die Stichkappen, welche bis zum Scheitel der Spitzbogentonne einschneiden und den Raum höher wirken lassen, aufgehoben zu sein.

Die Orgelempore befindet sich über dem Haupteingang, gestützt auf zwei Säulen aus Gusseisen. Im ersten fensterlosen Joch befindet sich ein Nebeneingang. Im zweiten, dritten und vierten Joch sind breite spitzbogige Fenster eingepasst. Der Hauptaltar ist in der tiefen Fensternische hinter dem fünften etwas höheren Joch aufgestellt. Das breite Spitzbogenfenster hinter dem Altar fasst im Maßwerk Fischblasen- und Dreipassformen in unterschiedlichen Variationen. Den Maueröffnungen der Südseite sind korrespondierend Spitzbogenöffnungen gegenübergestellt, die durch hölzerne Brüstungen unterteilt sind. Im unteren Bereich sind der Beichtgang und die Sakristei untergebracht. Im oberen Bereich befindet sich im vierten Joch eine dreijochige Kapelle und eine Oratorium. Die kleine Aloisius-Kapelle ist mit einem Kreuzrippengewölbe versehen, dessen Rippen auf Konsolen mit Puttenköpfen ruhen. Von der Seitenempore gelangt man, ebenso wie vom darunter liegenden Beichtgang über den zweigeschossigen Verbindungsgang in den Turm.

Seminargebäude

A u ß e n. Eine undatierte Lithographie des Linzer Architekten Ludwig Gyri, die den Baumeister Johann Metz als den Ausführenden bezeichnet, zeigt einen

Aufrissplan (Fassade und Längsschnitt) sowie zwei Grundrisse des Seminargebäudes, das von 1851 bis 1853 erbaut wurde. (Abb. 12,13)[137] Es handelt sich hierbei um einen langgestreckten, dreigeschossigen Bau. Die vertikale Gliederung der Gebäudefassade durchbricht die Monotonie der 19 Fensterachsen. Polygonale Lisenen fassen die mittleren drei Fensterachsen samt Eingangspforte zusammen und führen über das Flachdach zu einem Dachgeschoß, wo sich die Hauskapelle auch heute noch befindet. (Abb. 14) Die äußersten Fensterachsen sind ebenfalls mittels polygonaler Lisenen eingefasst und überragen das Flachdach um ein halbes Geschoß mit einer Blendfassade.

Die Planzeichnung der abgebildeten Fassadenrückseite des Seminargebäudes weist eine unregelmäßige Oberflächenstruktur auf. Es könnte hier die Gestaltung der Fassadenoberfläche mit Bruchstein angedeutet sein. Dass der Gedanke der Anpassung des Seminargebäudes an das Erscheinungsbild von Turm und Kirchlein nicht nur projektiert war, belegen folgende Quellen: BOHDANOWICZ schreibt im Zusammenhang mit einer Baustellenbesichtigung des Erzherzogs Maximilian wie folgt: „Das neue Gebäude war im Stile des anschließenden Turmes und der Kirche erbaut, und stand mit dem Turme durch einen Säulengang in Verbindung. 1860 fügte der Erzherzog noch einen Anbau auf beiden Seiten des Gebäudes, ebenfalls auf seine Kosten hinzu.“[138] (Abb. 15)

Ein weiterer Hinweis findet sich in den Historischen Skizzen: „Es (das neue Seminargebäude) wurde nahezu übereinstimmend mit dem gothischen Stile des Thurmes gebaut und bekam eine Länge von 34 Klafter und Tiefe von 8 ½ Klafter. Es bot nun Raum für 150 bis 160 Zöglinge und wurde mit dem Thurm durch einen gedeckten und offenen Portikus verbunden; über dem zweiten Stockwerk, in der

[137] Bemerkenswert ist, dass das Lithographieblatt, welches die Rückseite des Gebäudes sowie den Grundriss des Erdgeschosses und des ersten Obergeschosses zeigt, mit „Seminar am Freinberge bei Linz“ betitelt ist und die eigentliche Frontseite, die gegen Süden zur Stadt gerichtete Schauseite im Längsschnitt dargestellt ist.

[138] BOHDANOWICZ, op.cit. S. 111 f

Mitte des flachen Asphaltdaches, wurde die Seminarkapelle erbaut, welche am 8. Juni 1854 durch den Hochseligen Bischof Franz Joseph zu Ehren des hl. Aloisius geweiht wurde. Im Jahre 1860 bekam das Seminar noch beiderseits einen Anbau in gleicher Höhe so daß von da an 160 bis 180 Zöglinge Platz fanden."[139]

So würde auch der Dekor (Fensterrahmen, Archivolten, Lisenen, Schwalbenschwanzzinnen, sowie Giebelfriese) sich in einem hellen Grau vom Schwarzgrau des Bruchsteins abheben, gemäß der Farbgestaltung bei Turm und Kirchlein. Die heute geglättete sowie gelb-beige und ziegelrot getünchte Fassade lassen von dem einstigen einheitlichen Gesamteindruck der Anlage nichts erahnen. Die Formen der Fensterrahmen wirken verstärkt durch ihre Farbigkeit schwülstig und grob. Die drei Geschosse des Seminargebäudes weisen, wie die des Turmes, unterschiedliche Fensterrahmenformen auf. Die Fensterrahmen des Erdgeschosses sind beinahe quadratisch. Die Sohlbank wie das Fenstersturz sind im Gegensatz zur Fensterlaibung schmal gestaltet. Die Fensterbekrönung, ein eigenwilliges Dekor, ist gebildet aus einem länglichen Wulst, das an seinen Enden und in der Mitte, hier etwas erhöht, mit einer Kugel besetzt ist. Dieses Dekor wiederholt sich an den Fensterrahmen des ersten Obergeschosses und an denen der äußersten Fensterachse sowie des hervorgehobenen Mittelteils im Erdgeschoß und im ersten und zweiten Obergeschoß. Die Doppelfenster des Erdgeschosses sind, wie erwähnt, beinahe quadratisch, die des ersten Obergeschosses sind mit Rundbogen versehen, die des zweiten Obergeschosses mit Spitzbogen, wobei der Spitzbogen einen Doppelbogen zusammenfasst und der in der Mitte entstehende Zwickel mit einem kleinen Kreis ausgefüllt ist. Als Pendant zu den kreisrunden Fenstern links und rechts vom Haupteingang korrespondieren im Erdgeschoß und im Dachgeschoß bullaugenartige Doppelfenster. Den Abschluß des Flachdachs bildet ein Schwalbenschwanzzinnengesims, angeglichen an das des Turmes.

[139] Anonymus, Historische Skizze des bischöflichen Knaben-Seminars auf dem Freinberg bei Linz und General-Schematismus 1851-1897, Linz 1897, S. 2

Das Dachgeschoss überragt den horizontalen Abschluss der Schwalbenschwanzzinnen an den Seiten mit einer Blendfassade, die einen Halbkreis mit Krabbenbesatz beschreibt. Darüber schließt ein Satteldach mit Rundbogenfreis ab.

Eine Fassadenzeichnung eines Baumeisterplanes von 1913, zeigt die Frontansicht mit den fensterlosen Anbauten von 1860 an den äußersten Seiten links und rechts. (Abb. 16)

Die Fensterrahmengestaltung ist mit der der Rückansicht beinahe deckungsgleich. Lediglich das Portal mit Spitzbogenlaibung und die darüber befindlichen Balkontüren mit Rundbogen des ersten Obergeschosses sowie die Spitzbogenfenster des zweiten Obergeschosses sind mit einem gotisierendem Dekor am Bogen bekrönt. Dieses Dekor wiederholt sich als Fries an der halbkreisrunden Blendfassade des Dachgeschosses an den Seiten. Ebenso findet sich dieser Dekor am mittigen Dachgeschoß. Hier ist es in einem Spitzbogen dem Satteldach der Kapelle vorgeblendet. Das Dachgesims der Kapelle ist mit einem umlaufenden Rundbogenfries verziert.

Auf dem Situationsplan (Abb. 13) des zweiten Lithographieblattes ist deutlich der Verlauf des Befestigungswalls um den Turm zu erkennen, das weitgehend rechteckige Kirchlein, allerdings ohne einen Verbindungsgang zum Turm, der langgestreckte Neubau, mit Verbindungsgang zum Turm, sowie der als englischer Park angelegte Garten um das Kollegium, samt der Wagenremise, die gemäß eines Planes von 1896 in eine Tischlerei und Bibliothek umgebaut wurde. Der Verbindungsgang vom Turm zum Seminargebäude ist auf einem einzigen Plan von 1913 dargestellt und zeigt einen vollständig geschlossenen Gang. (Abb. 17) Wie oben bereits erwähnt, soll ein Säulengang[140] das Seminargebäude mit dem Turm verbunden haben. Dass es sich beim Verbindungsgang jedoch um einen

[140]BOHDANOWICZ, op.cit., S. 111f

offenen, gedeckten Gang handelte, bestätigen die „Historischen Skizzen“: Das Seminargebäude „wurde mit dem Thurm durch einen gedeckten und offenen Portikus verbunden...“[141]

I n n e n: Die Erfüllung des Raumprogramms sieht vor 1860 (Abb. 18) im Erdgeschoß zur Stadtseite hin vier sogenannte Wohnzimmer mit je einem Kabinett vor. Zur Gartenseite hin sind zwei große Säle disponiert. Im ersten Obergeschoss war zur Stadtseite hin ein großer Schlafsaal, zur Gartenseite hin waren die Lehrsäle sowie ein Naturalien- und ein Physikalienkabinett angelegt. An den äußersten Seiten des Erdgeschosses wie des ersten Obergeschosses waren zur Stadtseite hin die sogenannten Loca eingerichtet. Diese wurden dann in den Erweiterungsbau von 1860 verlegt. Die Benutzung bzw. Widmung der anderen Räume wurden ebenfalls nach dem Erweiterungbau den veränderten Anforderungen angepasst. Eine weitere Umwidmung der Räume wurde bei der Gründung des Kollegium Aloisianum vorgenommen. Schmucklosigkeit und Nüchternheit prägen auch heute das Erscheinungsbild der Anstalt. Reine Zweckmäßigkeit steht im Vordergrund. Der Repräsentationsgedanke wurde lediglich bei der Fassadengestaltung umgesetzt.

Das zweite Lithographieblatt Gyris zeigt unter anderem einen Querschnitt des Gebäudes. (Abb. 13) Besonders augenfällig ist die Konstruktion der Gewölbedecken. Eine neue Erfindung des Erzherzogs Maximilian, die auf die sogenannten Dippelziegel zurückgeht, welche diese Konstruktionsweise erst ermöglichte[142]. In kurzen Bögen spannt sich die Decke sozusagen von Fensterachse zu Fensterachse. Tragende Elemente sind Zwischenwände und Stahlsäulen.

---

[141] Anonymus, Historische Skizze des bischöflichen Knaben-Seminars auf dem Freinberg bei Linz und General-Schematismus 1851-1897, Linz 1897, S. 2

[142] Johann N. STÖGER SJ, Maximilian, Erzherzog von Österreich-Este, Hoch- und Deutschmeister. Ein Lebensbild, Wien 1865, S. 533: „Einen ferneren Beweis für die Tragfähigkeit der dreizölligen Dippelgewölbe liefert das Gymnasium auf dem Freinberg bei Linz, welches seit dem Jahr 1854 eröffnet,...,und in dem in allen Geschossen gewölbte Gebäude,... nicht das mindeste Baugebrechen gezeigt“

Park

Der Park (Abb. 13) wurde nach dem Vorbild eines englischen Parks angelegt. Er wurde 1833[143] fertiggestellt und erstreckt sich gegen Westen, liegt also hinter der gesamten Gebäudeanlage. Vom Garten ist heute nicht mehr viel erhalten. Eine Brücke, die vom Gartenniveau zum zweiten Obergeschoß des Turmes führt, ist zwar noch vorhanden, doch geht kein Weg zu dieser hin oder daran vorbei, wie es in der ursprünglichen Gestaltung vorgesehen war[144].

Der Landschaftsgarten, der sich aus der Idee der Aufklärung in England bereits im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts[145] entwickelt hatte, fand in Österreich erst allmählich Anwendung. Hier waren es weniger der Kaiser, der auf den seine fürstliche Stellung repräsentierenden Garten verzichten wollte, als vielmehr die liberal gesinnte Hocharistokratie sowie finanzkräftige, frühbürgerliche Aufsteiger, die diese neue Gestaltungsidee aufnahmen.[146] Erst mit der Errichtung der mittelalterlich anmutenden Franzensburg in Laxenburg bei Wien von 1798 bis 1836 wurde auch die Gestaltung des Parks weniger als Aufstand gegen das Barocke, sondern als naturgegebenes Freiheitssymbol verstanden. Laxenburg hat einen konstervativ-romantischen Charakter, der die große Vergangenheit Österreichs und des Hauses Habsburg symbolisieren sollte.[147] Aus diesem Zusammenhang ist die Freinberger Gartenanlage ebenfalls weniger aus dem Hintergrund eines aufgeklärten Absolutismus zu verstehen, sondern eine Affirmation der hehren Tradition des Hauses Habsburg, aus dem der Bauherr Maximilian d´ Este abstammt. Und hier ist der Garten auch nur Teil eines Ganzen.

---

[143] Bernhard PROKISCH, Kirche und Turm der Jesuiten auf dem Freinberg bei Linz, Wien 1979, S. 16
[144] BOHDANIWICZ, op. cit., S. 106
[145] Adrian von BUTTLAR, Der Landschaftsgarten, Köln 1989, S. 7
[146] Géza HAJÓS, Romantische Gärten der Aufklärung – Englische Landschaftskultur des 18. Jahhunderts in und um Wien, Wien, S. 32f.
[147] BUTTLAR, op. cit., 238

Bauherr – Architekt

Maximilian d´Este beschränkte sich beim Freinberger Bauunternehmen nicht allein auf die Finanzierung. Er nahm von Anfang an in gestalterischer Hinsicht an der Aufführung der Bauten teil. Es ist belegt, dass Maximilian auch andernorts Entwürfe für Bauten realisierte. Im Herzogtum Modena, in welchem sein Bruder Franz regierte, wurde 1821 die Estensische Militärakademie eröffnet. Die Pläne dazu soll Maximilian entworfen haben.[148] Im Anschluß an die Erbauung des Linzer Probeturms erbaute Maximilian in Modena ebenfalls einen solchen Befestigungsturm und entwickelte im Zuge dessen die Idee standardisierter Artillerietürme.[149] Neben weiteren Befestigungen der Straße über den Apennin und der Zitadelle von Modena entwarf Maximilian einen neuartigen Bau, bestehend aus vier sektoralen Türmen. Welche Bauten Erzherzog Maximilian im privaten Wohnbereich errichten ließ, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und wird daher unerwähnt bleiben. Es sei nur so viel gesagt, dass diejenigen Architekten und Baumeister, die er beauftragt hatte, für mehrere Bauunternehmungen herangezogen wurden. Es waren der Linzer Baumeister Johann Metz, der Architekt Ludwig Gyri und der Bauingenieur Joseph Koch.

Metz (1809-1887) verdiente sich bereits bei seinem ersten großen Projekt, der Verbauung der südlichen Flanke der Spittelwiese in Linz, Lorbeeren. Die um 1840 entstandene Baugruppe trägt Züge des kubischen Stils.[150] Metz arbeitete jedoch gemäß der Strömung der Zeit mit verschiedenen Stilen. Maurisch-gotisierende Formen, Motive der florentinischen Frührenaissance sowie filigrane schmuckhafte Elemente kamen im Sinn des romantischen Historismus zur Anwendung.[151] In die Dienste des Erzherzogs kam Metz im Zuge des Umbaus des Linzer Palais in der

[148] Hans A. FABER, Das Herzogtum Modena und das Kaiserreich Österreich nach der Restauration 1821 bis 1860, Diss. Wien 1994/95, S.93
[149] FABER, op. cit., S. 5
[150] Ulrike STEINER, Zur Architekturgeschichte des Historismus in Linz, in: ÖKT Bd. 36, S. XXXVI
[151] STEINER, op.cit., S. XXXVII

Landstraße, sowie des Hauses in der Steingasse 6, welches im Stil des Spätempire[152] umgestaltet wurde. Immer wieder wird in der Literatur betont, dass Maximilian d´Este an der Gestaltung der jeweiligen Bauten beteiligt war.[153] Die Ausführungspläne wird der Erzherzog selbst nicht gezeichnet haben. Es ist jedoch anzunehmen, daß eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Erzherzog und dem Baumeister Metz, dem sämtliche Bauarbeiten übertragen wurden, bestanden hat. Der wesentlich jüngere Ludwig Gyri (1834-1871) war der Planzeichner und Lithograph in Erzherzog Maximilians Diensten und bezeichnete Metz sogar auf einem der Pläne als den ausführenden Baumeister. Von Josef Koch ist nur soviel bekannt, dass dieser am Freinberg 1853 mitgewirkt hat. Über ihn schrieb Maximilian aus Ebenzweier (der Erzherzog hatte dort ein Privathaus), dass er Koch nach Modena mitnehmen und ihn nach seiner Weise bilden wolle.[154] Koch soll auch am Bau des Wiener Wohnhauses am Rennweg des Erzherzogs beteiligt gewesen sein.[155]

Zusammenfassung

Das Kollegium Aloisianum samt Kirchlein stellt unter den österreichischen Jesuitenkollegien in mehrfacher Hinsicht einen Sonderfall dar.

Wohnhäuser oder verlassene Klosteranlagen zu übernehmen und diese den Erfordernissen des Ordens anzupassen, war im Zuge der Gründung einer Niederlassung eine übliche Vorgehensweise. Dass das Freinberger Quartier eigentlich ein militärisches Bauwerk war, machte eine Inbesitznahme nicht unmöglich, nur ungewöhnlich. In Hinblick auf die erste Karriere des Ordensgründers Loyola, der als Offizier in der Armee des Vizekönigs von Navarra

[152] Dietmut KASTNER, Erzherzog Maximilian und sein Kreis, Diss. Wien 1964, S. 225 f.
[153] "Wie bei allen seinen Bauten ließ Maximilian den Entwurf der Gebäude nicht seinen Architekten allein ausführen, sondern er wirkte selbst in der Gestaltung mit." Bei KASTNER, op.cit., S.225; „Der Erzherzog entwarf selbst den Plan zum neuen Gebäude und schritt sogleich zur Ausführung. Im Sommer 1854 konnte das neue Seminar mit 127 Zöglingen bezogen werden. .." bei PIERLING, op.cit., S. 42
[154] KASTNER, op. cit., S. 200
[155] KASTNER, op. cit., S. 200

diente und darauf, dass die Ordensmitglieder der Societas Jesu bzw. hier die zukünftigen Mitglieder des Ordens sich gerne als „milites Christi“ sahen, ist die Unterbringung in einem adaptierten Wehrturm mit etwas romantisch verstiegenen jedoch positiven Vorzeichen zu betrachten. Darüber hinaus ist der Symbolcharakter dieser wehrhaften Niederlassung nicht zu unterschätzen.

Architektonisch erinnert der Rundbau vielleicht durch seine Gestalt oder durch seinen Gebrauch als Wohnstätte einerseits an revolutionklasssizistische Bauideen, wie beispielsweise den Narrenturm von Canevale, erbaut 1783[156], andererseits an den aufkommenden romatischen Schlossbau. Es finden sich ähnliche Gestaltungsformen an Schloß Anif (von 1838 bis 1848 Umgestaltung im neugotischen Stil)[157], oder an Schloß Wolfsberg (erbaut zwischen 1846 und 1853).[158]

Bei WAGNER-RIEGER[159] heißt es folgendermaßen: „Dabei heftet sich ... an die Romantik die Vorstellung von der Liebe zum Mittelalter, von der Sehnsucht nach der Reinheit und Frömmigkeit der Vorfahren, die man am besten in gotisierten Formen zum Ausdruck zu bringen vermeinte.“

Der kleine massive und gedrungene Baukörper des Maximilian-Kirchleins, mit seinen zierlichen, gotisierenden Dekorelementen, ist ein typisches Beispiel romantischer Architektur in Österreich.

Der einfache längliche Bau des Schulgebäudes, errichtet als Erzbischöfliches Seminar für Knaben, übernimmt in seinem Stil den Wehrcharakter des Turms in wulstigem gotisierendem Dekor. Dieses Dekor ist mit den im 19. Jahrhundert restaurierten Wehrkirchen und Wehrturmanlagen in Niederösterreich vergleichbar ist. Hier sind vor allem St. Michael und Weissenkirchen in der Wachau zu nennen.

---

[156]Walter KRAUSE, in: Geschichte der bildenden Kunst in Österreich, Band V, 19. Jahrhundert, Architektur, S. 185
[157]Johannes MOY, Schloß Anif und die Neugotik, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, VII, 1954, S. 71
[158]KRAUSE, op.cit., S. 194
[159]WAGNER-RIEGER, Romantik und Historismus., S. 15

Erzherzog Maximilian bestimmte wesentlich die Gestalt seiner Bauten und manifestierte damit seine politische Einstellung sowie seine Erwartungshaltung gegenüber seinem Protegé.

Die Bescheidenheit und Anpassungsfähigkeit der Jesuiten ihrerseits wiederum ermöglichte mit wenigen Umbauten das Bewohnen des Turms. Der überdeckte Verbindungsgang vom Turmkloster zum Kirchlein und dann vom Schul- bzw. Seminargebäude zum Turmkloster ist in Übereinstimmung mit den Konstitutionen angelegt worden. Ebenso eine Kapelle als Hauskapelle, sie befand sich im ersten Obergeschoss sowie eine kleinere Kapelle unter dem Dach des Kollegs.

Die gestalterische Urheberschaft des ursprünglich einheitlichen Gesamtkomplexes am Freinberg dem Erzherzog Maximilian zuzuschreiben, scheint nicht ganz unbegründet. Es existiert zwar kein stichhaltiger Beweis in Form einer Notiz oder einer Skizze aus der Hand des Erzherzogs[160]. Als Bauherr ließ Erzherzog Maximilian, laut STÖGER,[161] im Rahmen seiner privaten Bautätigkeit im Zeitraum von 1814 bis 1863 etwa 15 Neubauten und etwa 16 Um- bzw. Ergänzungsbauten, im Rahmen seiner Tätigkeit als Hoch- und Deutschmeister im Zeitraum von 1842 bis 1862 etwa 38 Neubauten und etwa 29 Um- bzw. Erweiterungsbauten verschiedener Größenordnung durchführen. Dabei sind des Erzherzogs Bauunternehmungen für seinen Bruder Franz in Modena und Umgebung nicht zu vergessen. Da der Bauherr Maximilian in jedem einzelnen Fall seine eigenen Gestaltungsideen durchführen ließ, ist nicht anzunehmen. Jedoch ist vorstellbar, dass der Erzherzog bei den ihm wichtigen Bauten sehr wohl konkrete

[160]Eine nicht unwesentliche Begebenheit auf der England-Tour des jungen Erzherzogs, könnte Einfluss auf die Gestalt des Freinberger Kirchleins gehabt haben. Von 1818 bis 1819 bereiste Erzherzog Maximilian England, nach einer äusserst stürmischen Überfahrt von Irland nach Bristol suchte er, aus Dank, überlebt zu haben, eine kleine Jesuitenkirche auf. (STÖGER op.cit., S. 75f) Dieses Erlebnis könnte der Anlass für eine Stiftung an seinen Namenspatron gewesen sein. Bristol erlebte zu Beginn des 19, Jahrhundert eine städtebauliche Expansion. Vielleicht wäre eine Recherche in diese Richtung ergiebig.

[161] STÖGER, op.cit., S. 329-331, 402-406

Anweisungen gegeben hat, die von seinen Mitarbeitern ausgeführt wurden. Doch erschöpft sich die Beweisführung in Annahmen, da - zumindest in der Estensischen Sammlung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs keine Pläne, bis auf das Haus in der Löwelbastei und der Beatrixgasse, liegen. Weitere Untersuchungen zu diesem Thema würden die hier vorliegende Arbeit sprengen.

JESUITENKOLLEGIUM INNSBRUCK

1562 zogen die Jesuiten im von Kaiser Ferdinand I zur Verfügung gestellten Hospital an der heutigen Universitätsstraße in Innsbruck ein und gründeten das erste Kollegium ebendort. 1587 wurde das nach dem ersten Rektor der Anstalt, Nikolaus de Lanoy, benannte Nikolaihaus erbaut, das das erste Innsbrucker Schülerheim war und bis zum Bau des Kollegium Canisianum 1911 auch Theologiestudenten beherbergte.[162]

Die Innsbrucker Niederlassung wird von PIERLING[163] als die bedeutendste aller bezeichnet, die nach 1814 in der österreichisch-galizischen Provinz entstanden sind. Aus einer Initiative der Bürger aus Hall, die sich wünschten, dass die Jesuiten das Gymnasium und die Kirche, welche von der alten Gesellschaft betreut worden war, wieder übernehmen sollten, kamen die Jesuiten wieder nach Tirol. Statt jedoch das Gymnasium in Hall zu übernehmen, übernahmen die Jesuiten 1839 das Theresianum in Innsbruck, welches nach 1775 als adeliges Konvikt von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet und im ehemaligen Kollegium der alten Gesellschaft eingerichtet worden war.[164]

Baugeschichte

Mit der Übernahme des adeligen Konvikts fassten die Jesuiten wieder Fuß in Innsbruck, denn es wurde ausgehandelt, dass der Orden das Innsbrucker Gymnasium sowie die Dreifaltigkeitskirche übernehmen sollte. Darüber hinaus wurden Wohnungen in einem Teil des Theresianum für die Patres eingerichtet, und bald darauf konnte ein günstig gelegenes Haus, das sog. Nikolaihaus, das

[162]Herbert WODITSCHKA, Zur Geschichte des Jesuitenkollegs, in: Amtsblatt der Landeshauptstadt Innsbruck, 1985, Nr. 12 - Dezember
[163] PIERLING, op. cit., S. 12
[164] PIERLING, op. cit., S. 13

schon einmal im Besitz der alten Gesellschaft war, angekauft werden. Es lag unmittelbar neben dem Gymnasium, „durch welches dann auch der Zugang zur Kirche offen stand.“[165] 1842 wurde durch das Einrichten des theologischen Studiums die Niederlassung, so PIERLING, zu einem „vollständigen Kollegium“. 1843 wurde auf Wunsch aller Innsbrucker Stände, neben dem adeligen Konvikt ein bürgerliches errichtet, der Grundstein dazu wurde in der Museumsstraße gelegt. 1845 war dieses bereits fertiggestellt und wurde bis 1848 von den Jesuiten geleitet.

1852 wurde nach den Sturmjahren das Nikolaihaus ein zweites Mal zurückgekauft, und 1857 entschloss man sich aus dem Nikolaihaus ein Theologenkonvikt für Priesterkandidaten zu machen, die an der Theologischen Fakultät studierten.[166] Im Zuge dieser Entwicklung mussten wegen der entstandenen Raumnot weitere Häuser angekauft werden. In der Sillgasse südlich des Nikolaihauses waren einige Bürgerhäuser zum Kauf angeboten. 1865 begann die „Eroberung der Sillgasse“[167]. (Abb. 19) Das erste war das sogenannte Weisersche Haus. 1881 konnte ein Gasthaus, der Tabak-Hannes, erworben werden. 1883 wurde durch eine Schenkung die Lücke zwischen dem ersten und zweiten angekauften Haus geschlossen. Dieses neue und das Tabak-Hannes Haus wurden abgetragen und bereits 1884 durch einen vierstöckigen Backsteinbau ersetzt. Der Neubau wurde von der Baufirma Huter aufgeführt und von da an als Canisiushaus bezeichnet. 1889 wurde das Erhardtsche Haus und 1896 das Hößhaus angekauft. Erst 1896 konnte ein großer Bau, das Palais Pfeiffenberger, dazugekauft werden. Es wurde Aloisiushaus genannt. Das zwischen Aliosiushaus und Hößhaus liegende schmale Gebäude konnte erst 1906 erworben werden, und somit war die gesamte Sillgassenfront im Besitz des Ordens. [168]

[165] PIERLING, op. cit., S. 16
[166]CORETH, op.cit., S. 31
[167]CORETH, op. cit., S. 35 f.
[168]CORETH, op.cit., S. 35 f.

Die wachsende Zahl der Konviktoren verlangte den Bau eines eigenen Refektoriums und einer Kapelle. Speisesaal und Kapelle wurden 1867/68 im Hof des Kollegs errichte und dem Hl. Ignatius geweiht. Ein Verbindungsgang vom Canisiushaus zur Konviktskapelle wurde 1888 erbaut. Der Kapellenbau schloss an den östlichen Komplex der Anstalt an, wurde jedoch bereits 1911 abgetragen[169]. Dafür wurde 1911/12 westlich weit in den Garten ragend ein neuer neuromanischer Kapellentrakt errichtet. Im Erdgeschos wurde das Refektorium eingerichtet, im ersten Obergeschoss die Ignatiuskapelle. Der verantwortliche Architekt war Josef Retter. Er wurde auch 1914 mit dem Umbau sowie mit der vereinheitlichenden Fassadierung der Häuser in der Sillgasse beauftragt. [170]

Baubeschreibung

Eine Baubeschreibung im eigentlichen Sinne ist nicht möglich, da kein entsprechendes Bildmaterial verfügbar ist. Ob originale Architekturpläne im Archiv des Kollegium Canisium in Innsbruck liegen, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da zum Zeitpunkt der Recherche zu dieser Arbeit aus innerorganisatorischen Gründen der Kollegsverwaltung kein Einblick gewährt werden konnte. Es ist auch nicht sicher, ob Originalpläne aus der Zeit der Ankäufe und Umbauten erhalten sind. Etwas Relevantes über Erscheinungsform und Stil kann daher nicht gesagt werden.

Die ansonsten ergiebigen Kollegskorrespondenzen enthalten im Fall des Innsbrucker Kollegs keine ausführlichen Beschreibungen oder Abbildungen zu den einzelnen Häusern. Die spärlichen Fakten, die ich zusammentragen konnte, lassen jedoch nur ein vages Bild der Anstalt erkennen.

Am **Nikolaihaus** (Abb. 20), es entstand im 16. Jahrhundert, wurden keine

[169]Brigitte SCHNEIDER, Jesuitenkirche und ehemaliges Kolleg, in: ÖKT, Bd. LII, Teil 1, Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Teil 1, Wien 1955, S. 322
[170]SCHNEIDER, op.cit., S. 329

besonderen baulichen Veränderungen vollzogen. Die eine oder andere Umgestaltung im Inneren, die im Zuge der diversen Umwidmungen gemacht wurde, läßt die Erscheinung der Fassade unberührt. Bemerkenswert ist, dass das Eckhaus von der Universitätsstraße zur Sillgasse ohne viel Baudekor gestaltet wurde.

Mit dem Kauf des **Weiserschen Hauses** 1865 war er erste Schritt zur Erweiterung des Kollegs getan. 1881 konnte das Gasthaus **Tabak-Hannes** erworben werden. Dieser Bau wurde von den Jesuitenpatres selbst notdürftig adaptiert. Ein Verbindungsgang vom Weiser-Haus zum Tabak-Hannes war auch hier unentbehrlich. „Eine Thür vom Recreationshofe in den aufgelassenen Gartenschank vermittelte den Übergang. ..., denn wir haben einen das ganze Viereck ohne Unterbrechung umfassenden Säulengang im altdorischen, fast pelaskischen Style.“[171] Durch eine Schenkung der Gräfin Racynska kam das Lehmsche Haus (auch **Racynska Haus** genannt), gelegen zwischen dem Weiser-Haus und dem Tabak-Hannes, 1883 in den Besitz der Gesellschaft.[172] Das Weiser Haus wird hier bereits als Canisiushaus bezeichnet. Ein Jahr später wurden die drei Häuser abgerissen und an deren Stelle ein vierstöckiger „massiver Backsteinbau“ mit „hohen Fenstern“ und Falchdach vom „Bauunternehmer Hutter“[173] erbaut. Der Neubau wurde **Canisiushaus** genannt. Das Ehrhardsche Haus, erworben 1889, musste gemäß der Quellen einem Neubau weichen. HOFMANN bezieht sich mit seiner Aussage, „Im Sommer wurde das kurz zuvor erworbene **Ehrhardsche Haus** dem Canisiushaus gleich gebaut“[174] auf eine Ausgabe der Korrespondenz des Priestervereins. Hier ist jedoch lediglich von einem Neubau die Rede. „ ... während der Ferien musste das Ehrhardsche Haus dem immer mehr sich erweiternden Convikte weichen und an seiner Stelle erhebt

[171]Korrespondenz des Priestervereins, Folge 3, Innsbruck 1881, Nr. 17, S. 271
[172]Korrespondenz des Preistervereins, Folge 4, Innsbruck 1883, Nr. 1, S. 15
[173]Korrespondenz des Priestervereins, Folge 4, Innsbruck 1884, Nr. 4, S.57 f.
[174]Michael HOFMANN SJ, Das Nikolaihaus einst und jetzt, Innsbruck 1908, S.76

sich nun das neueste Haus – fürwahr eine stattliche Front bildet jetzt das Convikt in der Sillgasse.“[175] In den folgenden Jahren wurden das **Hößhaus** (1893), das **Dannerhaus** (1906) und das Palais Pfeifenberger (1897) erworben. Das sog. **Aloisiushaus** ist ein „imposanter, viergeschossiger, hochbarocker Adelsbau mit hakenförmigem Grundriß“[176], er wurde baulich nicht verändert, nur im Inneren etwas umorganisiert.

Als geistiger Mittelpunkt des Nikolaihauses wurde die 1867 erbaute **Konviktskapelle** (Abb. 21) bezeichnet. Eine Abbildung des Innenraums dieser Kapelle bei HOFMANN deckt sich jedoch nicht mit der Beschreibung des Innenraumes im Zuge der Besprechung der neuen Dekorationsmalerei, die im Sommer 1877 durchgeführt wurde.[177]

1888 wurde ein Verbidungsgang vom Canisiushaus zur Konviktskapelle gebaut. (Abb. 22)

An der Häuserfront der Sillgasse, wie sie sich heute präsentiert, lassen sich zumindest ein paar Punkte feststellen. Die Fassadengestaltung ist sehr zurückgenommen. Das Nikolaihaus (Abb. 23) weist Baudekor lediglich an den Fensterrahmen auf. Quadrierte Rahmen im Erdgeschoss, architravierte in den oberen Geschossen. Ein Sockelgesims sowie ein Gesims auf Sohlbankhöhe verläuft zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk. Das anschließende Canisiushaus (Abb. 24), der einstige Neubau in Backstein, hat seit der Fassadengestaltung durch die Baufirma Retter ein verändertes Aussehen. Die Sockelzone ist quadriert. Eine eckquaderähnliche Rahmung fasst die Seiten der

[175]Korrespondenz des Priestervereins, Folge 5, Innsbruck 1889, Nr. 4, S. 72
[176]ÖKT, Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Bd. XXXVIII, Teil 1, S. 428
[177]„An der Oberwand suchte er (der Maler von Felsburg, Anm.) das Gebälk der Basiliken nachzuahmen, während die Wände auf dunkelgehaltenem Grunde eine einfache Zeichnung zeigen. Die Lisenen und namentlich die Pfeiler, die mit ihrer Fortsetzung in der Oberdecke, gleichsam alsTriumphbogen, das Presbyterium vom Schiffe trennen sollen, sind lebhafter und reicher decorirt. Bisher ist die Dekoration nur im Presbyterium, dem obersten Theil der Kapelle, ausgeführt.“ in: Korrespondenz des Priestervereins, folge 3, Innsbruck 1877, Nr. 7, S. 120

jeweils äußeren Fensterachsen ein. Der renaissancehafte Charakter, verbunden mit dem barocken Portal mit Lisenen, Voluten und geschwungenem Giebel, erweckt den Eindruck eines Stadtpalais. Das anschließende Gebäude wirkt in seiner Front einheitlich. Nur das oberste Geschoss des ans Canisiushaus angrenzenden Gebäudeteils verrät, dass es sich um einen eigenständigen Bau gehandelt haben muß. Dies war das Ehrhardsche Haus, welches dem Canisiushaus „gleich gebaut war". Vielleicht war damit die Höhe des Baus, also die vier Stockwerke gemeint. Die benachbarten Häuser, das Höß- und das erst viel später erworbene Danner-Haus wurden mit dem Erhardschen zusammengefaßt. Auch hier ist das Baudekor sehr einfach gestaltet. (Abb. 25) Wie beim Nikolaihaus besteht das Dekor im Erdgeschoss aus gefugten, in den oberen Geschossen architravierten bzw. einfach profilierten Fensterrahmen. Der Erker über dem ersten und zweiten Stock des Dannerhauses wurde beibehalten. Das barocke Palais Pfeifenberger bzw. das Aloisushaus schließt die Front der Sillgasse ab. (Abb. 26) Es wurde baulich nicht verändert.

Interessanterweise wird das **Bürgerliche Konvikt**, erbaut 1843, in den Korrespondenzen nicht erwähnt. Im Archiv der Stadt Innsbruck befinden sich nur wenige Akten über das Konvikt in der Museumsstraße. In einem Aktenvermerk vom kaiserlich königlichen Gubernium für Tirol und Vorarlberg mit der Nr. 8282/1331 wird vermerkt, dass der vom Verein zur Erbauung eines Jesuitenkonvikts, der nach den Plänen des Architekten Mutschlechner entsetehen soll, auf einem von Dr. Wilten erkauften Grund, geprüft wurde. Es wurden neben der Erwähnung der Anrainerverhandlung, der Erbauung eines Steges über den Sillkanal auch die sicherheitstechnischen Vorschriften angeführt. Erfordernisse, die eine städtische Bauart unerlässlich machen, waren gewölbte Gänge im Erdgeschoß, sowie im ersten und zweiten Obergeschoß, Eisentraversen, ein gepflasterter Steinboden für die Küche, Vorpflasterung der Feuerstellen, Untermauerung der Stiegen und eine feuersichere Bedachung. Über das

Erscheinungsbild, des vor einigen Jahren abgetragenen Gebäudes, ist nichts berichtet.

Zusammenfassung

Das magere Ergebnis der Recherchen erlaubt leider nur oberflächliche Schlussfolgerungen.

Das Innsbrucker Kollegium ist eine Anlage in einem urbanen Umfeld. Somit erlauben die begrenzten räumlichen Möglichkeiten nur den Ankauf von benachbartem Grund oder Häusern, die entweder (geringfügig) adaptiert oder durch Neubauten ersetzt werden konnten. Eine solche Vorgehensweise ist seit dem Mittelalter üblich und ist nicht als Spezifikum zu deuten. Bemerkenswert ist jedoch, dass es den Jesuiten vornehmlich auf die Ausbreitung, das Wachsen ihrer Niederlassung, anzukommen schien. Welches Erscheinungsbild als ideologischer Träger fungierte, war ein zu vernachlässigender Aspekt.

Die Problematik, die hier auftritt, ist die der fehlenden Dokumente, die zur Folge hat, das Schlussfolgerungen bzw. Beweise teilweise ausbleiben müssen. Auch wenn der Gedanke an die Tilgung weißer Flecken groß ist, ist der Forschende abhängig von überliefertem Material. Vage Andeutungen oder Notizen in (beispielsweise) internen Korrespondenzen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder wissenschaftliche Aufarbeitung einer Thematik haben, sind mit Vorsicht zu betrachten. Da macht sich eine gewissse Ernüchterung breit, wenn nicht, wie im Zusammenhang mit dem um 1910 fertiggestellen Kollegium Canisianum, die Quellenlage befriedigend wäre und die Umstände genau untersucht werden könnten. Der Sohn des Architekten Peter Huter, Paul Huter, entwarf das neuen Kollegium Canisianum. Die Bauausführung wurde der Firma Retter übertragen, die die Pläne Huters wesentlich veränderte.[178] Diese Tatsache

[178]SCHMID, op. Cit., S. 65

macht uns auf zwei Aspekte aufmerksam. Erstens, dass die Dokumentationslage für das Kollegium Canisium günstig liegt, um einen derartigen Sachverhalt festzustellen, und zweitens, dass bedacht werden muß, dass ein derartiges Verfahren an jedem anderen Bau (in der Sillgasse) auch hätte stattfinden können.

Doch auf das Problem der verwischten historischen Spuren - sind das nun verschollene Dokumente, Renovierungs- oder Umbauarbeiten an Gebäuden - werden wir immer wieder treffen.

KOLLEGIUM IMMACULATAE VIRGINIS

In Kalksburg waren die Jesuiten bereits vor dem Jahr 1773 angesiedelt. Zwei Jahre nach der Bestätigung des Ordens, gingen Mitglieder der Gemeinschaft Jesu nach Wien und wurden von Kaiser Ferdinand I. eingeladen,[179] sich in Österreich niederzulassen, um die Jugend im katholischen Glauben zu erziehen. Finanzielle Zuwendungen adeliger Damen machten es den Jesuiten möglich in der Wiener Innenstadt ein Kollegium Am Hof zu errichten. 1609 erhielten sie die Dörfer Kalksburg und Mauer von Gräfin Margarethe Tribulz gestiftet, und diese wurden als Landsitz des Wiener Kollegs genutzt.

Nach der Aufhebung des Ordens ging der Besitz der Gesellschaft Jesu in Kalksburg und Mauer an die Staatsgüterdirektion des Kaiserreichs. 1790 kaufte der Hofjuwelier Ritter Franz Edler von Mack das Kalksburger Gut, ließ es 1791 einfrieden und baute das ehemalige Kolleg 1802 in den sogenannten Fürstenhof um. Das Gelände wurde zu einem Park nach englischem Muster umgestaltet.

Baugeschichte

Die Aufhebung des Verbannungsdekretes, 1852 durch Kaiser Franz Joseph I. veranlasst, ermöglichte auch in Wien die Fortführung des Wiederaufbaus der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu.

Der Macksche Besitz, in der Zwischenzeit an August Godeffroy, den Schwiegersohn des Enkels Valentin Mack gegangen, wurde gerade zu dieser Zeit zum Verkauf angeboten. Nach langen Verhandlungen und Finanzierungsgesuchen an den niederösterreichischen Religionsfonds sowie durch großzügige Unterstützung durch Kaiser Franz Joseph I. und Mitglieder seiner Familie,[180] gelang es den Jesuiten 1856 den Kaufvertrag zu unterzeichnen. Der

[179] 125 Jahre Kollegium Kalksburg, in: Kalksburger Korrespondenz Nr. 199, 1981, S. 5
[180] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 25, Jg. November 1898, S. 1-3

Kaufgegenstand umfasste den ganzen Besitz innerhalb der Parkmauer und des Liesingbachs, den Park und die Gebäude samt den Einrichtungsgegenständen um den Preis von 65.000 Gulden. Durch weitere finanzielle Zuwendung adeliger Wohltäter konnte mit Adaptierungsarbeiten begonnen werden, so dass der Schulbetrieb des Kollegiums Kalksburg noch im Herbst des Jahres 1856 mit 68 Zöglingen aufgenommen werden konnte. (Abb. 27)

Das erworbene Gebäude bestand aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln und wurde im Zuge der Adaptierungsarbeiten um ein Stockwerk erhöht. Im Haupthaus, das heute den Patrestrakt bildet, waren die Schulzimmer und der Studiensaal, sowie die Kapelle im ersten Stock untergebracht. An diesen Haupttrakt ist gegen Norden und Nordwesten zur Liesing jeweils ein Flügel angebaut, in welchem sowohl Speisezimmer, Bibliothek und Schlafzimmer, als auch Werkstätten, Musikzimmer und Rekreationszimmer eingerichtet waren. Für die geplante Erziehungs- und Unterrichtsanstalt war das Gebäude selbstverständlich zu klein und so erfolgte in beinahe jährlich durchgeführten Bauetappen die Erweiterung des Kollegs.

1857 wurde gegenüber dem heutigen Patrestrakt ein einstöckiger Neubau errichtet, der mit diesem durch einen ebenerdigen Verbindungsgang verbunden war. Im Osten, anschließend an den Neubau, wurden eine neue Kapelle und ein neuer Speisesaal errichtet. 1860 wurde dieser Bau um ein Stockwerk erhöht und die Kapelle in den oberen Stock verlegt. Bereits 1858/59 wurde wiederum eine Erweiterung, der große Konviktsbau mit drei Stockwerken, geplant und ausgeführt. Dieser 100 Meter lange Baukörper schloss ebenso im Osten an den Kapellenbau an und war für Studiensäle, Schlafzimmer, Kabinette und Sprechzimmer des ersten Konvikts vorgesehen.[181]

1875 brach ein Brand aus, der Teile der Hausbibliothek, die Musikzimmer und die

[181] In: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 25, November 1898, S. 16

gesamte Theatergarderobe unter dem Dach des Patresflügels zerstörte. Die Neubauten blieben unversehrt. Architekt Zehengruber wurde beauftragt, den niedergebrannten Teil der Anstalt wieder aufzubauen[182]. Darüber hinaus wurden, wo notwendig, die Holztraversen durch Eisentraversen ersetzt.

1895 wurde der letzte Trakt des Kollegs fertiggestellt. Dieser schloss ebenso im Osten mit Konvikts- und Kongregationskapelle, Fest- und Turnsaal an den bereits bestehenden Gebäudekomplex an. Weiters wurde der eingeschossige Patrestrakt um drei Geschosse aufgestockt und anderen Teilen des Gesamtkomplexes ein oder zwei Stockwerke hinzugefügt. Die Bauarbeiten wurden 1897 abgeschlossen.[183]

Baubeschreibung

Eröffnungsbau

Das Kollegium hatte bei seiner Eröffnung 1856 bereits die erste Bauetappe hinter sich. (Abb. 28) Es handelte sich um einen langgestreckten Bau mit Walmdach. Allein der Eingang war durch ein von Säulen getragenes Vordach, auf welchem eine kleine Statuette aufgestellt war, akzentuiert. Dieser Trakt mit (etwa) 14 Fensterachsen längsseitig und drei Fensterschsen an der Breitseite, war derart ins Terrain eingepasst, dass auf der Breitseite das Souterrain, in dem sich der Speisesaal der Patres befand, von außen her zugänglich war. Darüber verlief eine Art Terrasse oder Brücke. Ob die Terrasse auch entlang der Hinterseite verlief, lässt sich nicht sagen. Die beiden Flügel zur Liesing hin waren vermutlich architektonisch ebenso unauffällig.

Paralleltrakt

Bereits im Jahr nach der Eröffnung wurde das Kolleg vergrößert. (Abb. 29) Der aufgeführte Bau gegenüber dem heutigen Patrestrakt war von gleicher schlichter

[182] In: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 199, Mai 1981, S. 17
[183] In: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 23, November 1897, S. 2

Art wie sein Spiegelbild. Lediglich der Verbindungsbau schien als architektonische Herausforderung empfunden worden zu sein. Denn dazu finden sich im hauseigenen Archiv des Kollegs einige Planzeichnungen, die Varianten dieses Verbindungsgangs zum Gegenstand haben.

Vorgeschlagen wurde ein gedeckter Gang, auf der einen Seite gemauert, auf der anderen Seite mit Stützen versehen. Ein weiterer Plan, der auch nur einen gedeckten Gang zeigt, deutet auch die parallel laufenden Gebäudetrakte an. (Abb. 30,31) Ein anderer Plan zeigt ebenso Varianten von einem Portikus. Dieser wirkt etwas rustikaler. Er ist massiv gebaut, seine Mitte ist durch Giebel akzentuiert, die Stützen mit gefugten Lisenen geziert, die Rundbögen mit Quaderstein versehen bzw. die Bogenöffnungen mit Fenstern geschlossen. (Abb. 32) Es existieren noch zwei weitere Pläne, wovon der eine eine akzentuierte Mitte zeigt, die durch drei Rundbögen geöffnet ist. Der andere Plan zeigt einen gänzlich geschlossenen Baukörper. Der Stil deutet eine strenghistoristische Linie an. Das Formenrepertoire besteht aus Lisenen, Putzquader, Giebel mit Gesims, Bossen, Fensterrahmen mit Quaderstein und Architrav. (Abb. 33, 34)

Ein Plan zeigt den Verbindungsgang in einer Stilvariante, in welcher er dann annähernd ausgeführt wurde. Gefugte Pilaster trennen die Rundbogenfenster, Archivolte mit akzentuierendem Schlussstein erzeugt eine gewisse Zierlichkeit. (Abb. 35) Ein Plan von der Aufstockung des Verbindungsgang zeigt die Pilaster allerdings ohne Fugen, die Rundbogenfenster sind etwas breiter, ohne Archivolte und Schlußstein. Der Mittelteil ist durch Torbögen geöffnet. Ein Gesims trennt das Erdgeschoss vom oberen. Hier sind die Pilaster allerdings mit Putzquader versehen, die Rundbogenfenster haben wieder den betonenden Schlussstein. Die Zierlichkeit ist hier wesentlich durch die Sprossen der Fenster gegeben und nicht mittels architektonischer Elemente. (Abb. 36) Der heutige Zustand des Verbindungsganges weist ebenso keine gefugten Bänder, sowie keine Putzquader

auf. Die Akzente liegen auf den Archivolten der Rundbogenfenster und den betonenden Schlusssteinen der Archivolten der oberen Stockwerke. Die Anzahl der Fensterachsen ist beibehalten, wobei der Mittelteil mit drei Fensterachsen um zwei erweitert zum Mittelrisalit ausgebaut wurde, der heute den Haupteingang zum Kollegium bildet. (Abb. 37)

Eine detaillierte Beschreibung zum Erweiterungsbau ist gemäß der Abbildung[184] (Abb. 29) nicht möglich. Der Kapellentrakt liegt auf dieser Abbildung im Schatten. Von der Fassade ist nichts zu erkennen. Dieser Baukörper wurde 1860 um ein Stockwerk erhöht. Im Zuge dessen konnte die Kapelle in den ersten Stock verlegt werden und das Erdgeschoss bot von da an mehr Raum für den Speisesaal der Zöglinge.[185] Ein Plan aus dem Archiv des Kollegs zeigt den aufgestockten Kapellentrakt. Der Trakt besteht aus fünf Fensterachsen. Ein Verbindungsglied zwischen Kapellentrakt und Paralleltrakt bildet die Eingangstür zu Speisesaal und Kapelle. Der Plan lässt erkennen, dass der Fassadendekor des Paralleltraktes aus architravierten Fensterrahmen besteht, sowie Putzquadern unter den Sohlbänken und einem Sockelgesims. Das Sockelgesims verläuft weiter zum Kapellentrakt. Die Fensterrahmen sind im Erdgeschoss flache Bögen, im Obergeschoß gekuppelte Zwillingsbögen. (Abb. 38)

Eine weiterer Plan, eine Variante im Aufriß der Kapelle, zeigt einen gotisierenden Entwurf. Allerdings ist das Maßwerk der mehrfach profilierten Fenster nicht in Spitzbögen sondern Rundbögen gefaßt. Auch die Gurtbögen eines angestrebten Kreuzrippengewölbes sind rund und laufen nicht spitz zu. (Abb. 39)

Eine Zeichnung, die nach der Erbauung des Haupttraktes erstellt wurde, also

[184] „Unser Bild zeigt diese neue Phase der Entwicklung des Kollegiums; auch die neue Kapelle mit ihren Rundbogenfenstern ist auf dem Bild zur linken Hand des Betrachters zu sehen. Nur der Turm rechts, der allerdings projektiert war, wurde in Wirklichkeit nie gebaut. Dagegen bestand der Turm neben der neuen Kapelle lange Zeit.“, in: Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906, S. 12

[185] ebendort, S.16

nach 1859, zeigt, dass die Fassade der Kapelle erheblich aufgewertet wurde. Das Erdgeschoss und Obergeschoss weisen Rundbogenfenster auf. Ein zusätzlicher dritter Stock gleicht das Höhenniveau des Kapellenbaus dem des Turmes der Breitseite an. Pilaster über die gesamte Fassade sowie Attika verleihen dem Bau ein barockes Gepräge. (Abb. 43,44) Darüber hinaus wurde eine sechste Fensterachse – auf dem Plan des aufgestockten Kapellenbaus (Abb. 38) der Eingang im rechten Winkel zur Breitseite des Parallelbaus – in den Baukörper integriert und somit die Lücke geschlossen.

Der Eindruck des heute dreigeschossigen Gebäudeteils ist ein ganz anderer. Die Fassade hat nichts mehr von der barockisierenden Manier. Die vertikale Gliederung der zwischen den Fenstern über die vier Geschossebenen (Erdgeschoss und drei Obergeschosse) verlaufenden Pilaster, treten im Erdgeschoss stärker aus der Mauer heraus und sind in den Obergeschossen getreppt bzw. geschichtet ausgebildet. Schlusssteine, Puztquader oder gar die Attika sind verschwunden. Die Plastizität der Fassade ist einer auf Flächenwirkung gestalteten Fassade gewichen. (Abb. 40)

Diverse Entwurfsvarianten zur Gestaltung der Breitseite des Parallelbaus liegen ebenfalls im hauseigenen Archiv. Die schlichten Dekorelemente beschränken sich auf architravierte Fensterrahmen und ein Gesims zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoss. Ein Plan zeigt die Fassade mit gedecktem Gang und Turm auf der rechten Seite. Damit wäre dies der Patrestrakt, dem hier ein Turm mit rundem Turmhelm beigestellt wurde. Dieser Entwurf blieb ein Projekt (s.o.). Ein anderer Plan zeigt einen auf der linken Fassadenseite angebauten Turm. Dies ist die Breitseite des Paralleltraktes. Der Entwurf der Stilmischung mit barocken Eckquadern und romanisierenden Rundbogenfries bleibt ebenfalls nur Projekt. (Abb. 41)

Ein Plan, er ist leider beschnitten, gibt weder einen Hinweis auf die Datierung

noch auf den Namen des Architekten oder Zeichners und stellt die Fassade annähernd so dar, wie sie später abgedildet bzw. abgelichtet wurde. (Abb. 42, 43,44) Die mittlere der drei Fensterachsen ist betont durch die Zwillingsfenster und den Frontispiz. Die barocke Formensprache (gebänderte Sockelzone, Putzquader auf der Fensterbrüstung, geschwungene Architrave, Pilaster an den Fensterlaibungen, geschwungener Giebelsims) breitet sich über die Turmfassade und in der Folge über die Fassade des Kapellenbaus aus.

Das Erscheinungsbild der Breitseitenfassade ist heute in der Formensprache auf wesentliche Elemente reduziert. Archivolte und Architrave sind nur noch einfache Profile. Putzquader, Fugenbänder und Frontispiz sind nicht vorhanden. Ein Sockelgesims sowie ein einfaches Gesims zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoss stellen die horizontale Gliederung dar, die vertikale ist durch Pilaster gegeben, die in den unteren Geschossen durch die Simse getrennt sind und im oberen Bereich der Fassade das dritte und vierte Geschoss zusammenfassen. (Abb. 40)

Großer Konviktbau

Dass das Kollegium zu einer großen Anstalt werden sollte, war wohl der Plan. Denn die folgende Bauetappe wurde bereits 1857 planerisch in Angriff genommen. Und zwar von niemand geringerem als vom Gönner der Gesellschaft Jesu Erzherzog Maximilian d´Este.

Der Plan wurde von Flohr zwar gezeichnet, jedoch dem Erzherzog zugeeignet.[186] (Abb. 45, 46). Das Projekt kam nicht zur Ausführung. Es hat jedoch Ähnlichkeit mit einer Projektbeschreibung von P.Leo König, in Bezug auf einen Plan des zur Kollegserweiterung beauftragten Architekten Karl Rösner, der in einem

[186] Planüberschrift lautet wie folgt: „Plan von Seiner Hoheit Erzherzog Maximilian - Alter Plan des Collegs der Societas Jesu von Baumeister Flohr 1857“, signiert: Ferdinand Flohr 27.2.1857

langgestreckten Bau eine Kirchenfassade entworfen hatte. [187]

Die Bauarbeiten am Haupttrakt, dem großen Konviktsbau, setzten im Frühjahr 1858 ein. Der Bau schließt gegen Osten an den Kapellentrakt an, so daß sich der gesamte Komplex parallel zur Liesing entwickeln konnte. Der Baukörper wurde denkbar einfach gestaltet. Um den Anforderungen gerecht zu werden, wurde auf 100 Meter Länge ein Gebäude errichtet, mit 23 Fensterachsen und drei Stockwerken, das die Schlafsäle, Studienzimmer, Kabinette und Sprechzimmer des ersten Konvikts aufnehmen konnte. Die jeweils seitlichen fünf Fensterachsen sind durch schmale Mauervorsprünge herhorgehoben. In ihrem Sockelgeschoss befindet sich links wie rechts je ein Eingang, der eine entsprechende Betonung in einem schmalen barockisierenden Frontispiz hat. Die Dekorelemente sind sehr zurückhaltend eingesetzt. (Abb. 47) Die Erdgeschosszone weist Rundbogenfenster bzw. -türen auf und gefugte Bänder, die über die Lisenen zwischen den Rundbogenfenstern laufen. Diese Lisenen sind nur im Mittelteil bis unter das Kranzgesims hinaufgeführt und in der Höhe des zweiten und dritten Stockwerks mit schmalen Putzquadern versehen. Eine horizontale Akzentuierung des Baukörpers ist durch Sockelgesims und ein Gesims zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk hergestellt. Unter dem Kranzgesims der seitlichen Gebäudepartien verlaufen querrechteckige Putzquader alternierend zu Fensterluken.

[187] „Man dachte an eine noch gröszere Ausdehnung des Konvikts und beriet über weit bedeutendere Neubauten. Baumeister Roesner entwarf einen Plan, nach welchem in die Mitte des Ganzen eine prächtige und quasi öffentliche Kirche zu stehen gekommen wäre. Allein in Rom nahm man ihn nicht an. ...Ein Kirchenbau wurde fallengelassen, niemand, auch Rektor Boetmann nicht, beabsichtigte mehr, etwas anderes zu bauen als eine Hauskapelle. Provinzial P.Bosizio kam von Innsbruck für drei Wochen nach Kalksburg, masz alles aus und machte selbst eine Zeichnung. Graf Apponyi und sein Architekt prüften den Plan in Bezug auf Verteilung der Räume und billigten ihn. Als Hofrat Weisz mit dem k.k.Ministerialrat und Generalinspektor der österreichischen Eisenbahnen Ritter von Nigrelli, den beiden Ministerialingenieuren Wehrpfennig und Ludwig Zettel und dem Architekten Bauinspektionsingenieur Ricci von Triest Kalksburg besuchten, prüften die genannten Ingenieure auf Ersuchen des Rektors die Baulinie für das neue Gebäude genau und fanden, dasz diese in dem Situations- und Grundplane des Neubaues bezeichnete Linie in Hinsicht auf die Fundamentierung, auf die Niveaus der bestehenden alten Gebäude und die Opportunität als die beste unter allen übrigen Projekten anzusehen sei. 20. Mai 1857“, in: Leo KÖNIG SJ, Denkmäler der galizisch-ungarischen Provinz der Gesellschaft Jesu - Die heranwachsende österreichisch-ungarische Provinz, Bd. 1-4, Wien 1926, S. 174-176

Der heutige Zustand der Fassade ist ein geglätteter. (Abb.48) Die gefugten Bänder und die Putzquader an der Fassade des Mittelteils sind entfernt.

Jordan-Trakt

Der Bedarf für eine geräumige Konviktskapelle, eine Kongregationskapelle sowie einen Fest- oder Theatersaal und einen Turnsaal war gegeben. So wurde ein weiterer letzter Trakt über dreißig Jahre nach dem Bau des Konvikttraktes in Angriff genommen. Zu dieser Bauphase liegen im Archiv des Kollegs diverse Planentwürfe. Ein erster Plan sieht vor, dass diese Erweiterung an den Konviktbau anschließt und die Kapelle gegen den Park hin gebaut wird. (Abb. 49) Ein zweiter Entwurf stellt dem Konviktbau den geplanten Trakt gegenüber. Somit wird der Patres- und der Paralleltrakt abgeriegelt und eine Verdoppelung der U-Form (Patrestrakt – Verbindungsgang – Paralleltrakt) hergestellt. Die Kapelle ragt in den dabei entstehenden Innenhof. (Abb. 50) Eine weitere Möglichkeit zeigt ein Plan, in dem der Trakt im rechten Winkel zum Konviktbau zur Liesing hin gedacht ist. Die Kapelle ist von der Vorderseite des Traktes nicht erkennbar, da sie, wie auf den anderen Entwürfen zur Hinterseite hin disponiert ist.(Abb. 51) Diese geschlossenen Varianten, bei denen mit den in den Trakt integrierten und dennoch nach hinten freistehenden Kapellen, wurden nicht annähernd angenommen. Dem Entwurf des Architekten Richard Jordan[188], der vorsieht, die Baulinie parallel zur Liesing fortzusetzten und die benötigten Räumlichkeiten auf einer Länge von 85 Meter unter einem Dach zu vereinen, wurde der Vorzug gegeben. (Abb. 52)

Im Zuge dieser letzten Bauphase wurde mit der Aufstockung anderer Gebäudeteile, wie dem Patrestrakt, dem Verbindungsgang oder dem Kapellenbau, der gesamte Gebäudekomplex auf ein einheitliches Höhenniveau gebracht.[189]

Der Jordan-Trakt erstreckt sich ebenso nach Osten und ist direkt mit dem

[188] Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis Kalksburg, Wien 1906, S. 19
[189] Festschrift zum 50jährigen ..., S. 19

Haupttrakt bzw. dem Konviktbau verbunden. (Abb. 48) Das Terrain fällt hier gegen Osten leicht ab, sodass der Bau mit vier Stockwerken aufgeführt wurde.

Dekor und Fensterformen sind denen des Haupttraktes bzw. Konviktbaus angeglichen. Die Sockelzone ist mit Rundbogenfenstern ausgestattet. Die Fensterrahmen der oberen Stockwerke sind wie die des Haupttraktes mit Architraven versehen. Lisenen oder Putzquader wurden ausgespart. Ledglich die gefugten Bänder der Sockelzone wurden auch bei diesem Trakt als Zierelement beibehalten.

Die Fassade weist 12 Fensterachsen auf, wobei die äußerste, die des Seitenrisalits, aus Blindfenstern besteht. Im vierten Stockwerk wurden sieben zusätzliche Fenster projektiert. Ausgeführt wurde dieser Plan jedoch nicht. Unter dem Kranzgesims verlaufen korrespondierend zum Konvikttrakt querrechteckige Putzquader.

Ist die Frontfassade, hinter dieser sind die Korridore zu den Kapellen und zum Saal angelegt, einem schlichten und strengen Historismus verpflichtet, so lässt die Fassade der Rückseite eine neoromanische Gestaltungsidee erkennen, die vom Inneren der Konviktskapelle durch die Fensterformen nach außen wirkt. (Abb. 53) Hinter den Rundbogenfenstern des Erdgeschosses befindet sich der Fest- und Theatersaal der zugleich als Turnsaal verwendet wurde und heute ausschließlich als Turnsaal in Verwendung ist. Eine Fensterreihe eines ersten Stockwerks bleibt aus, da auf dieser Höhe bereits die Konviktskapelle zu lokalisieren ist. Im zweiten Stockwerk zeigen die sechs Blendarkaden mit ihren drei Rundbogenfenstern und der Rosette im Scheitel die Gestaltung des Innenraumes an. Rundbogenfries, Blendarkaden, flankiert von Lisenen, sowie Rundbogenfenster und Blindfenster unterhalb des Kranzgesimses bestimmen die Fassadenansicht. Paare von schmalen Rundbogenfenstern lassen die einzelnen Stockwerke ausmachen und sorgen für Tageslicht in Oratorium und Sakristei. Im Seitenrisalit sind Seitenaufgänge sowie

die zum Gebäude quer gelegene Kongregationskapelle untergebracht.

I n n e n. Die große **Konviktskapelle** wurde im Juni 1897[190] fertiggestellt. Die Ausmaße der Kapelle betragen in der Länge 34 Meter, wobei das Presbyterium noch 10 Meter in die Tiefe führt, und eine Gesamtbreite von 15 Meter. Das Presbyterium wiederum misst eine Breite von acht Metern. Die Höhe des Kirchenraumes beträgt 14 Meter. Entlang der Seitenwände boten jeweils sechs Arkaden für je drei Nischenaltäre Raum, diese waren dem Herz Jesu, St. Aloysius, St. Johann Berchmann, St. Johann Nepumuk, St. Emmerich und St. Ignatius geweiht. (Abb. 54)

Die Arkadenbögen weisen auf jeder Seite ihrer Nischeninnenseite je eine Säule mit einer Variation eines Würfel-Kapitells auf, das mehr durch seine Bemalung denn durch seine plastische Durchgestaltung wirkt. In der Höhe des Kapitells ist der Arkadenpfeiler zwischen den Säulen zu einer Lisene gestaltet, die bis unter die Fensterreihe reicht, wo sie auf ein Gesims trifft, das den gesamten Kirchenraum umläuft. Die Kapitelle der Lisenen und die Konsolen bzw. Gesimssteine in kurzen Abständen aneinander gereiht, verleihen der ansonsten flach und eindimensional wirkenden Wandgestaltung eine gewisse Plastizität. Die Fenster, die als Einheit die Bögen der Arkaden im oberen Teil des Raumes wiederholen, sind gebildet aus drei durch Säulen mit Würfelkapitell verbundenen Rundbogenöffnungen, die zusammengefasst sind durch eine überspannende Blendarkade. Oberhalb des mittleren Rundbogens und unterhalb des Scheitels der Blendarkade ist eine Rosette eingesetzt. Den Raum schließt eine flache, reich mit Ornamenten bemalte Holzdecke ab, die durch Tragebalken in Felder geteilt ist. Während die Fenster der rechten Seite bzw. der Epistelseite sowohl im Kirchenraum als auch die drei kleineren Rundbogenfenster im Presbyterium zur Gartenseite hin Tageslicht hereinlassen, zeigen die Fenster der Nordseite bzw. der Evangeslistenseite auf den

[190] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 23, Jg. November 1897, S. 2ff

Gang des dritten Stockwerkes hinaus, der zur Kongregationskapelle führt, die direkt hinter dem Presbyterium der Konviktskapelle liegt.(Abb. 55)

Der malerische Schmuck verleiht der neuromanischen Kapelle den etwas dunklen aber warmen Charakter, der durch die gedeckten Farbtöne der Ausgestaltung und die reiche Ornamentik entsteht. Das Programm entspricht der Tradition frühchristlicher Kirchen. Die Kuppel des Presbyteriums weist die Symbole der vier Evangelisten auf. An den Seitenwänden des Presbyteriums unterhalb der Kuppel befinden sich rechts der brennende Dornbusch, links die Lilie unter den Dornen, weiter unten die neun Chöre der Engel. Die Motive des Triumphbogens über dem Eingang in das Presbyterium stellen auf der Evangelistenseite den Fluch über die Schlange und die Verheißung einer von der Erbsünde ausgenommenen Jungfrau dar, die Dreifaltigkeit und den Regenbogen, der hinüber zur Epistelseite führt und zur Verkündigungsdarstellung durch Erzengel Gabriel an die Jungfrau Maria.

Die Seitenwände der Kapelle, die der Altarnischen und des Presbyteriums sind mit ornamentalen Mustern bemalt. (Abb. 56) In den Arkadennischen, in denen keine Altäre aufgestellt wurden, sind Medaillons der vier Kirchenväter gemalt, „welche die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter besonders deutlich und nachdrucksvoll vorgetragen haben, nämlich der heilige Augustinus, der hl. Gregor, der hl. Hieronymus und der hl. Ephräm.“ [191]

Die Umgestaltung und Ausmalung der **Kongregationskapelle** wurde erst im August 1899 in Angriff genommen, und die Einweihung konnte somit im Jänner 1900 stattfinden.[192]

Architekt Jordan mußte die Kapelle umgestalten. Sie war ursprünglich mit „nur vier kahlen Wänden und einen Plafond, der trotz seiner Schönheit nicht ganz zum

[191] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 25, Jg. November 1989, S. 40
[192] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 28, Jg. Juni 1900, S. 18

Ganzen passen wollte“[193] bzw.“ein Plafond, welcher bisher mehr romanisch war“[194] ausgestattet. Die Kapelle der Patres wurde mittels Archivolten, Pfeiler, Gesimsen, Nischenarchitektur für Heiligenstatuen und mächtigen Deckenkonsolen barockisiert. (Abb. 57, 58)

Der **Theater-** und **Festsaal** befindet sich direkt unter der Konviktskapelle im Erdgeschoß des Komplexes. Er mißt 32 Meter in der Länge, 12 Meter in der Breite und 7,5 Meter in der Höhe. Die Bühne ist mit demKulissenraum 10 Meter tief und 15 Meter breit. Die Bühne war technisch gut ausgrüstet. Es gab zwei Versenkungen mit Maschinenbetrieb, was einige Effekte für Inzenierungen geboten haben dürfte. Hinter der Bühne befinden sich unterhalb der Sakristei auf zwei Ebenen übereinander die Theatergarderoben und die Ankleideräume. Rechts neben der Hinterbühne befindet sich eine Treppe, die direkt in die darüberliegenden Stockwerke führt. So ist es möglich, von der Hinterbühne des Festsaals über die Konviktskapelle in die Kongregationskapelle zu gelangen. Der Zuschauerraum ist an der Rückwand mit einer Galerie ausgestaltet, die sich 5,5 Meter über die ganze Breite des Raumes erstreckt.

Park

Beim Kauf des Kalksburger Areals durch die Jesuiten, war der Garten als englischer Landschaftspark gestaltet. Verantwortlich dafür war der Hofjuwelier Franz von Mack. Im großen Waldbesitz führen „heute noch einige Wege und Arrangements, die ursprünglich zu sentimentalen Staffagebauten geführt und gehört, den Waldcharakter jedoch in keiner Weise verändert haben.“[195] Dies, so HAJÓS weiter, ist weniger als landschaftsgärtnerische Tat zu verstehen und stellt vielmehr die Anfangsphase einer neuen Naturbegeisterungswelle dar, die im Sinne Rousseaus, die ländliche Idylle als solche entdecken und nicht als

[193] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Jg. November 1899, S. 2 ff
[194] Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Jg. November 1899, S. 4
[195]Géza HAJÓS, op.cit., S. 124

Kunstwerk gestalten möchte. Die verschiedenen Staffagebauten sind heute teilweise noch erhalten. Besondere Aufmerksamkeit verdient das sogenannte Steinhaus, erbaut 1786, ein Treffpunkt freimaurerischer Geheimzusammenkünfte. Dieses Haus, das an Grottenarchitektur erinnert, birgt „die vielleicht älteste profane neogotische Innenausstattung in Österreich“[196] und demonstriert die formale Zwiespältigkeit freimaurerischen Denkens, den inneren Reichtum in der Intimität einer geheimnisvollen bescheidenen Grotte zu tarnen[197]. Dieses Bauwerk weist darüber hinaus auf die Anfänge des malerischen romantischen Stils und in gewisser Weise auf die romantische Villenarchitektur des 19. Jahrhunderts hin.[198] (Abb. 59)

Das bei HAJÓS als Monument und in den Kalksburger Korrespondenzen immer wieder als Kiosk bezeichnete Gebäude, ist ein Zentralbau, der ursprünglich von einem Teich umgeben war, also auf einer künstlichen Insel stand. Das Monument war, so HAJÓS, als Tempel der Vollkommenheit gedacht, „kann nur durch die freimaurerische Humanitätsidee erklärt werden“[199], dient heute als Abstellkammer für das Kollegium und wurde 1858 im Zuge der Erbauung des großen Konviktgebäudes ins Trockene gelegt.[200] BUCHINGER interpretiert das „Monumentum“, erbaut 1790, als romantisches Familiendenkmal und schreib es dem französischen Architekten Thomas de Thomon zu. Dieser war der einzige Architekt, der in diesem revolutionsklassizistischen Stil baute und sich zu dieser Zeit auch nachweislich in Wien befand. Der Architekt stand im Dienste des Fürsten Esterházy, der wie Mack Freimaurer war. Und hier könnte ein Kontakt zum Architekten Thomon zustande gekommen sein.[201] (Abb. 60)

---

[196]Walter KRAUSE, Baukunst, in: Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich - 19. Jahrhundert, Bd. 5, München 2002, S.185
[197]HAJÓS, op.cit., S. 54
[198]HAJÓS, op.cit., S. 136
[199]HAJÓS, op.cit., S. 52
[200]In: Kalksburger Korrespondenz, Mai 1981, Nr. 199, 125 Jahre Kalksburg, S. 11
[201]Günther BUCHINGER, Das Klaksburger Monument – Ein Werk des Revolutionsklassizismus in Wien. In: ÖZKD. So. 1996, H3, S. 207f.

Weiters anzuführen sind noch der Chineser, ein Pavillon in chinesischer Manier. Dieser wurde allerdings geschliffen. Von seiner Bestimmung her verändert wurde auch der sogenannte Dianatempel. Er wurde 1859 umgewidmet und dem Heiligen Michael geweiht.[202]

Ein „Denkmalhain, in dem Naturgewalt und geschichtliches Schicksal als neuer Zusammenhang gezeigt werden sollten,“[203] war bereits 1790 existent, ebenso eine Grabgedenkstätte. Hier trauerte vornehmlich Herzog Albert von Sachsen-Teschen um seine verstorbene Frau Herzogin Maria Christina. Denkmäler von Kaiser Franz Joseph II., Fürst Kaunitz, Zarin Katharina und Erzherzogin Elisabeth, einer Tochter Kaiserin Maria Theresias, waren ebenso vorhanden, wobei sich heute nur noch eine rudimentäre Inschrift für die Erzherzogin Elisabeth ebendort befindet. Weiters soll Hofjuwelier Mack für seinen Bruder, der im Garten zu lustwandeln pflegte, etwa 29 Inschriften, Epigramme und Sentenzen in geglättete Felswände hauen haben lassen.

Interessant ist schlussendlich der Ansatz, den HAJÓS beschreibt, nämlich, dass ein entscheidender Schritt in Richtung Stilpluralismus in den Gärten der Aufklärung als Experiment durch die Freimaurer verwirklicht wurde. Weiters, dass eine Regotisierung „parallel – wenn nicht bereits früher“[204] im Gartenbereich stattgefunden hat. HAJÓS weist wiedeholt auf den Zusammenhang zwischen der Entstehung des englischen Landschaftsgartens und den Anfängen der Freimaurerei in England hin und darauf, dass die bedeutendsten englischen Gärten in und um Wien in der Blütezeit der Wiener Freimaurerei entstanden sind. Ob der neue Gartentypus aus der Ideologie der Freimaurerei erwachsen ist, so HAJÓS, oder der Geheimbund den Garten für seine Zwecke verwendet hat, ist eine komplexe Frage.

[202]Ebendort, S. 11
[203]HAJÓS, op.cit., S. 90
[204]HAJÓS, op.cit., S.54

Die planenden Architekten

Im hauseigenen Archiv des Kollegs liegt ein Konvolut von unsortierten Architekturplänen. Der Großteil ist weder signiert noch datiert.

Ein Architekt, der für das Kollegium einige Pläne verfaßt hat, war Ludwig Zatzka (1857-1925). Von ihm liegen allein sechs Grundrissvarianten zur Erweiterung des Kollegs aus dem Jahr 1889 im Archiv der Anstalt. Er hat auch Varianten für die Konviktskapelle entworfen. Die Entwürfe zeigen die Verwendung verschiedener Stile an ein und demselben Bau. Die Verschmelzung verschiedener Stile bezeichnet KRAUSE gar als gesamteuropäisches Phänomen,[205] dem sich offenbar auch Zatzka angeschlossen hat.

Zatzka kam trotz seines eifrigen Einsatzes an diesem Großprojekt Kollegium Kalksburg nicht zum Zug. Seine in Wien erbauten Kirchen sind vornehmlich frühgotisch und neoromanisch.[206]

Entwürfe zur letzten Bauetappe wurden auch von Stadtbaumeister Josef Schmalzhofer beigesteuert. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Pläne zum Jordan-Trakt und zum Vorhaben der Aufstockung des Patrestraktes. Schmalzhofers Bauten waren hauptsächlich im romanischen Stil[207] gebaut, er verwendete aber auch Formenvokabular der Renaissance.[208]

Der Architekt Ferdinand Zehengruber, ein Schüler Karl Rösners, Sicardsburgs und van der Nülls, wird in den Kalksburger Korrespondenzen als der Architekt namhaft erwähnt, der nach dem Brand von 1875 für den Aufbau des Patrestraktes verantwortlich war.[209] Sein bevorzugter Stil war der klassizistische. Aber er verwendete ebenso rundbogig-gotische Formen[210].

[205] Walter KRAUSE, op.cit, S. 183
[206] Renate WAGNER-RIEGER, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970, S. 238
[207] A.MISSONG, Heiliges Wien, Wien 1933, S. 142
[208] Renate WAGNER-RIEGER, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970, S. 248
[209] Kalksburger Korrespondenz, Mai 1981, Nr. 199, S. 17
[210] Alfred SCHNERICH, Wiens Kirchen und Kapellen, Wien 1921, S. 147

Der einzige Architekt, von dem tatsächlich belegt ist, dass er einen Trakt des Kollegs nicht nur entworfen, sondern auch gebaut hat, ist Richard Jordan (1847-1922), ein Friedrich Schmidt- Schüler. Er war in Wien erfolgreich tätig und erbaute in der Zeit von 1878 bis 1905 neun Kirchen[211]. Bevorzugt baute er mit Rohziegeln im romanischen und gotischen Stil. Der klassizistische Stil war ihm jedoch ebenso geläufig. Die Klosterkirche der unbeschuhten Karmeliter in der Silbergasse, erbaut zwischen 1876 und 1879 ist im Innenraum plastisch stark durchgestaltet. (Abb. 61) Eine Arbeit des Architekten aus den Jahren 1890/91, das Kloster zur wohltätigen Muttergottes in der Jacqulingasse, ist in zarter, zurückhaltender Formsprache des strengen Historismus gestaltet. (Abb. 62) Bei der zum Kloster gehörigen Klosterkirche bedient sich Jordan romanischen Formenrepertiores. Die Fassadengestaltung arbeitet mit dem Kontrast der Flächen- (Rundbogenfriese) und der Tiefenwirkung (Laibungen der Rundbogenfenster). Den plastisch durchgestalteten Baukörper der Klosterkirche erreicht Jordan durch das Versetzten der Gebäudeteile. Die zurückgesetzten Türme einer vermeintlichen Doppelturmfassade lassen das basilikale Schema der Eingangsfront deutlich hervortreten.(Abb.63) Im Gegensatz dazu tritt beim Klostergebäude lediglich das Eingangsportal aus dem sonst geschlossenen Baukörper hervor.

Auch wenn hier das Augenmerk nur auf Sakralarchitektur gelegt ist und Bauaufgaben privater Auftraggeber außer Acht gelassen wurden, wäre zu bemerken, dass die Architekten, die für die Gesellschaft Jesu gearbeitet haben, namhafte Persönlichkeiten der Wiener Öffentlichkeit waren und „Friedrich von Schmidt, Richard Jordan und Ludwig Zatzka und anderen aus dem Gesamtbild der franziskojosephinischen Architektur nicht wegzudenken sind.“[212]

[211]SCHNERICH, op.cit., S. 218; Martin STANGL, Richard Jordan: Sakralbauten , Diplomarbeit (ungedruckt), Wien 1999
[212]KRAUSE, op.cit., S.

Zusammenfassung

Für die Jesuiten muss der Wiedererwerb des Kalksburger Areals ein Glücksfall gewesen sein. So konnte die neue Gesellschaft dort weiter machen, wo die alte gezwungen war, ihre Arbeit einzustellen. Dass die Jesuiten von Anfang an planten, aus dem bescheidenen Fürstenhof eine große Erziehungsanstalt zu machen, kann nicht stichhaltig belegt werden. Es ist jedoch offensichtlich, daß die jährlich fortschreitende Erweiterung der Anstalt nicht von kurzer Hand vorbereitet worden sein konnte, bedenkt man, dass bereits vier Jahre nach dem Kauf der Liegenschaft die Jesuiten einen großen Gebäudekomplex ihr Eigen nennen konnten. Als repräsentativen Bau in Hinsicht auf Stil und dekorative Erscheinung lässt sich die Kalksburger Anlage nicht bezeichnen. Hingegen in Hinsicht auf Größe und Ausdehnung ist das Kollegium eine imposante Anlage.

Die Vergleiche mit den diversen Entwurfsvarianten lassen erkennen, dass die Jesuiten, vor allem was die Nutzbauten betraf, stets den schlichten und zurückhaltenden Entwürfen den Vorzug gaben. In Bezug auf die Kongregationskapelle fiel die Entscheidung in der Umgestaltung 1857 im Jordan-Trakt auf die barockisierende Variante. Die Wahl des Stils erinnert an die italienischen Wurzeln des Ordens mit seiner Entstehung im Barocken Zeitalter. Die Wahl des Stils der Konviktskapelle fiel auf den romanischen Stil. Das Bildprogramm der Wandfresken, der wenig, bis auf die Altarnischen der Längsseiten, durchgestaltete Kircheninnenraum, die hölzerne Fachdecke, ahmt die Hallenkirchen der mittelalterlichen Bettelorden nach. Ich denke hier an San Francesco in Assisi und Santa Croce in Florenz.

Durch die Beseitigung der Dekorelemente an den Fassaden des gesamten Baus ist das Erscheinungsbild auf Vereinheitlichung reduziert.

Kollegium Stella Matutina

Im Zuge der Missionierungsbestrebungen des Ordens jenseits der Alpen kamen die Jesuiten 1620 nach Feldkirch und gründeten dort ein Kollegium. 1773 mußte die Gesellschaft auch die Feldkircher Niederlassung verlassen.

Da das Land Vorarlberg – immer noch - der deutschen Ordnensprovinz und zwar der oberrheinischen zugeordnet ist, war es seit jeher an die Geschehnisse der Schweizer sowie der deutschen Geschichte gekoppelt.

Nachdem die Jesuiten im Sommer 1814 in der Schweiz in Sitten eine Schule und in Brig ein Noviziat gegründet hatten, wurde im Herbst desselben Jahres das Kollegium der alten Gesellschaft in Fribourg wieder eröffnet. 1816 wurde die Schweiz zur „Missio Helvetica zur Helvetischen Vizeprovinz erhoben ... dazu gehörten Jesuiten in Belgien, Holland und Deutschland.“[213] 1820 wurden ein Teil der aus Galizien vertriebenen Patres auch in den Schweizer Niederlassungen aufgenommen. Nach dem Sturmjahr 1848, das Frankfurter Parlament beschloss die Jesuiten und Ligurianer aus dem Gebiet des Deutschen Reiches zu verbannen, weilte kein Jesuit mehr auf deutschem Boden.[214]

Im Zuge des Schweizer Sonderbundkrieges wurde der Orden auch aus der Schweiz verbannt. Der Provinzial sah sich gezwungen, im nahen Ausland einen Ort zu finden, der für eine Niederlassung geeignet war.

Mit der Aufhebung des Verbannungsdekrets von 1852 erwog Kaiser Franz Joseph zugleich „an einigen an das Ausland grenzenden Orten Österreichs Konvikte der Jesuiten für die Erziehung und Bildung inländischer und ausländischer Jugend zu

[213]Bartholomew J. MURPHY, Der Wiederaufbau der Gesellschaft Jesu in Deutschland im 19. Jahrhundert – Jesuiten in Deutschland, 1849-1872, Frankfurt 1985, S. 27

[214]MURPHY, op.cit., S. 27 f. Der Autor gliedert das Bestehen der deutschen Ordensprovinz in drei Phasen: 1. Von den Anfängen in der Schweiz bis zu ihrer Aufhebung (1805-1847), 2. Vom Beginn der Jesuitenmission im Königlichen Preußen bis zur Ausweisung aus dem Deutschen Reich (1848-1872 und 3.Die Zeit der Verbannung bis zur Aufhebung des Jesuitenverbots in Deutschland (1872-1915).

errichten.“[215]

Für die Schweizer Jesuiten bot sich in Feldkirch die Gelegenheit, wieder eine Niederlassung zu gründen.

Baugeschichte

Die am Illufer errichtete St. Leonhards Kaserne, die seit ihrer Erbauung 1852 leer stand, wurde zum Kauf angeboten. 1856 erwarb die Gesellschaft das Gebäude für 70.000 Gulden und adaptierte es für seine Bedürfnisse. Für den Schulunterricht wurde den Brüdern der Gesellschaft das kaiserliche Staatsgymnasium übergeben, das sich in der ehemaligen Niederlassung nahe der St. Johannes Kirche im Stadtzentrum befand. Im Herbst 1856 konnte der Schulbetrieb aufgenommen werden. Die Zahl der Zöglinge wuchs rasch, sodass bereits 1857/58 mit dem Ausbau der Kaserne begonnen werden mußte. Der sogenannte Studienflügel wurde flussabwärts angelegt.

Eine weiter Bauetappe erfolgte 1877. Der sogenannte Klassenflügel wurde flussaufwärts direkt am Ufer der Ill gebaut.

1898 bis 1900 wurde ein großer Neubau jenseits der Ill auf dem Reichenfeld erbaut. Eine letzte Bauphase setzte 1912 ein. Der ursprüngliche Kasernentrakt wurde um zwei Stockwerke erhöht und seine Fassade der des Neubaus angeglichen.

Baubeschreibung

Kaserne

Bei einer ersten Besichtigung der St. Leonhards Kaserne durch den Sozius des Provinzials, wurde ein Bericht verfasst und eine Skizze angefertigt. (Abb. 64) In

[215] Andreas ULMER, Die Stella Matutina in Feldkirch 1856-1931, in: 75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd.III, Feldkirch, 1931

dem Bericht wird die Größe der Zimmer in den einzelnen Stockwerken beschrieben, es ist die Rede von einer Luftheizung und der Pater regt sogar den Umbau der Waschküche zu einer Badeanstalt an.[216] Das Gebäude zeigt laut Skizze einen zur Stadtseite hin geschlossenen Baukörper mit Entrée in der Mitte und Seitenrisaliten. Zur Ill hin erstrecken sich Küche und Remise und bilden so einen Hinterhof. Eine Ansicht der Kaserne bereits nach der ersten baulichen Erweiterung durch die Jesuiten von 1857/58 ist durch einen anonymen Lithographen im Stadtarchiv Feldkirch überliefert. (Abb. 65) Die Gestaltung der Fassade ist durch wenige Elemente charakterisiert. Die Sockelzone ist durch gefugte Bänder strukturiert. Gefugt sind auch die Lisenen der Seitenrisalite und des Haupteinganges. Die Rundbogenfenster der Frontfassade sind zu Zwillingsfenstern zusammengefasst, sodass sieben Fensterachsen entsehen. Der Akzent der Mittelachse ist durch ein dreiteiliges Fenster im zweiten Obergeschoß gegeben sowie durch ein abgetrepptes Dachgesims, auf dem eine Marienstatuette steht. Die Rundbogenfenster der Frontfassade sowie der Seitenfassade, hier sind vier Fensterachsen und keine Zwillingsfenster, sind mit einer Art Bogenquaderung bekrönt. Das dritte Obergeschoß weist querrechteckige Fenster auf. Im Mittelteil der Fassade läuft unter diesen ein Rundbogenfries, das sich unter den Sohlbänken der Zwillingsfenster der Seitenrisalite des zweiten Stockwerks, der des Drillingsfensters und unter dem Kranzgesims der Seitenrisalite und der Breitseite wiederholt.

Studienflügel

An der Fassadengestaltung des westlich, flussabwärts angebauten Studienflügels wurden diese wenigen Dekorelemente eines spätklassizistischen Rundbogenstils beibehalten. Die Sockelzone ist mit Rustika besetzt, die Ecklisene ist wiederum gefugt, die Rundbogenfenster des ersten und zweiten Obergeschosses sind mit

[216] Josef KÜNZ SJ, 100 Jahre Stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956, S. 18

Bogenquadern bekrönt. Rechteckige Fenster sind auch im dritten Obergeschoss eingesetzt. In die Frontgiebel des Dachgeschosses, hier wurden die Schlafsäle untergebracht, sind jeweils dreiteilige Rundbogenfenster eingepasst. Ein Rundbogenfries läuft auch hier unter dem Dachgesims.

Ein gedeckter Gang, der an der Längsseite des Studienflügels entlangführt, lässt vermuten, dass womöglich im Inneren des Gebäudes kein Zugang vom Kasernengebäude zum angebauten Flügel bestanden hat, oder dieser gedeckte Gang als ein zweiter Weg ins Nebengebäude führte. Denn hier in diesem 60 Meter langen und 10 Meter breiten Bau, der bis ans Ufer der Ill gebaut wurde, befanden sich im Keller Bäder und andere Nutzräume für den Hausgebrauch, im Erdgeschoss ein großer Speisesaal sowie ein Rekreationsraum, der auch als Aula und Theatersaal genutzt wurde. Im ersten Obergschoss waren die Studiensäle untergebracht. Im dritten Obergeschoß befanden sich Musik- und Zeichenzimmer sowie die Konviktskapelle.[217]

Die beiden Kapellen, die Kongregationskapelle im Kasernengebäude und die Konviktskapelle im Studienflügel, so KÜNZ, machten einen ärmlich Eindruck.[218] 1858 bekamen beide Kapellen einen neuen Schmuck, der nicht näher beschrieben wurde. Erst 1863 wurden in der Konviktsakapelle Altäre im gotischen Stil aufgestellt und die Wände in Felder eingeteilt und mit verschiedenfarbigen Teppichmustern ausgemalt.[219]

Klassenflügel

Das alte Gymnasium, das Johanniterhaus, das bisher als Unterrichtsort gedient hatte, mußte wegen unzureichender baulicher Verhältnisse geschlossen werden, und so sahen sich die Jesuiten erneut vor dem Problem der Raumnot. 1877 wurde

[217]KÜNZ, op. cit., S. 39
[218]KÜNZ, op. cit., S. 40
[219]KÜNZ, ebendort

daher der Klassenflügel an der Südseite, flussaufwärts an den Kasernenbau mit 38 Meter Länge und 15 Meter Breite angebaut.

Im Erdgeschoss des neuen Flügels war ein großer Studiensaal eingerichtet. In den drei darübergelegenen Stockwerken befanden sich 15 Klassenzimmer. Das Dachgeschoss wurde wieder als Schlafsaal genutzt.[220]

Die einzig auffindbare Abbildung vom Klassenflügel ist die auf einer Photographie, entstanden nach 1912. Es ist von der Fassadengestaltung nicht viel zu erkennen. (Abb. 66) Jedoch ist anzunehmen, dass auch dieser Flügel dem Hauptgebäude im Erscheinungsbild angeglichen und mit ähnlichen Dekorelementen verziert wurde. (Abb. 67)

Neubau

Eine Brücke über die Ill stellte die Verbindung vom Kollegium zu den großzügig angelegten Spielplätzen auf dem sogenannten Reichenfeld her. Hier stand auch seit 1880 ein Musikpavillon und seit 1881 ein Gewächshaus. Hinter dem Gewächshaus führte ein Laubengang entlang der Ill zu einer Lourdesgrotte und zum Klosterfriedhof.[221]

Das Reichenfeld sollte aber nicht mehr länger nur als Spielplatz genutzt werden. In den Jahren 1898 bis 1900 wurde dort im Abstand von 48 Metern parallel zum Studienflügel des bereits bestehenden Kollegskomplex ein Neubau errichtet.(Abb. 68) Eine Eisenbrücke von der Mitte des Studienflügels zur Mitte des Neubaus stellte die Verbindung her. Der 100 Meter lange Neubau gliederte sich in zwei Teile. Gegen Westen waren zwei Speisesäle und 22 Klassenzimmer im Erdgeschoss und den zwei Obergeschossen untergebracht. Schlafsäle mit Alkoven waren im dritten Obergeschoss eingerichtet. [222] Der westliche Teil war ausschließlich für die

[220]KÜNZ, op.cit., S. 68
[221]KÜNZ, op.cit., S. 71
[222]KÜNZ, op.cit., S. 95

Aula, den Theatersaal, der zugleich als Turnsaal genutzt wurde, und die Kongregationskapelle bestimmt (Abb. 69)

Die Baufirma, die den Auftrag zu diesem Bau erhielt, war die Firma Johann Huter & Söhne aus Innsbruck.

A u ß e n. Die unterschiedliche Zweckbestimmung der Gebäudeteile lässt sich an der Gestaltung des Baukörpers selbst nachvollziehen. Der westliche Teil mit Klassenzimmern und Schlafsaal ist gleichsam eingespannt von Risaliten, die die geräumigen Stiegenhäuser aufnehmen. Die horizontale Fassadengliederung ist stark von der zweigeschossigen gebänderten Sockelzone bestimmt. Die rechteckigen Fensterrahmen sind mit stilisierten Schlusssteinen verziert. Die vertikale Gliederung ist durch die Pilaster zwischen den 17 Fensterachsen gegeben. Schlusssteine und Putzquader auf den Fensterbrüstungen vervollständigen das Bild einer stereometrisch geordneten barockisierenden Fassade. Das Mansardendach weist ergänzend ebensoviel Dachgaupen auf wie Fensterachsen.

Der östliche Gebäudeteil ist in der hohen Sockelzone gleichfalls gebändert. Hier sind die Fenster allerdings breiter und höher, denn dahinter ist der Turn- bzw. Theatersaal situiert. Über dem Sockelgesims erhebt sich die Konviktskapelle. Die ersten drei Rundbogenfenster – sie gehen über zwei Stockwerke – vom Schulgebäude aus betrachtet, sind die Fenster des Langhauses. Es folgt, bekrönt von einem gesprengten Giebel, das Fenster des Querhauses. Das nächste ist bereits das des Presbyteriums und das sechste versorgt die Apsis mit Tageslicht. Über den Rundbogenfenstern liegen die Obergaden. Die vertikale Gliederung ist durch die Doppelpilaster und die hohen Kapellenfenster gegeben und weist auf die bedeutende Mittelzone hin. Darüber befindet sich die Reihe der Obergaden, die etwas zurückversetzt ist, etwa um die Tiefe der Nischenkapellen. Der dadurch gewonnene Platz wurde hinter bzw. über der Apsis als Balkon mit umlaufendem

Geländer gestaltet.

Ein genauer Blick auf die Fassade heute lässt eine reich durchgestaltete Fassadenoberfläche mit vielen kleinen Dekorelementen erkennen. Die Betonung auf die horizontale Struktur des Schultraktes ist durch die Bänder der Sockelzone, das mehrfach profilierte Sockelgesims und die gefugten Lisenen, die das zweite und dritte Obergeschoss zusammenfassen, bewerkstelligt.(Abb. 70) An den Seitenrisaliten variiert der Architekt die Dekorelemente. Das zweite und dritte Stockwerk wird von Pilastern mit dorischen Kapitellen, versehen mit Eierstab und kleinen Girlanden, zusammengefasst. Die Fensterbrüstung des zweiten Geschosses ist nicht mit Putzquadern besetzt, sondern mit Balustern. Die Eckkanten der Risalite sind verziert mit Rustika und die sonst noch ungeschmückte Fassadenwand ist gefugt. (Abb.71) Eine Steigerung der Dekoration erfährt die Fassade des Kapellentraktes. Die horizontale Gliederung wurde beibehalten, statt der Lisenen wurden durchwegs Pilaster mit einer weiteren Variante eines dorischen Kapitells verwendet. Darüber hinaus wurden auf Fensterstürzen stilisierte Schlußsteine, auf Archivolten Muschelmotive, an geschwungenen Fensterbrüstungen Kartuschen und Balustraden, Voluten und Vasen angebracht. (Abb. 72) Hinter den Fenstern der Rückseite des Kapellentraktes befindt sich eine Treppenanlage, jedoch lässt die Fassade keinen Zweifel darüber offen, dass sich dahinter die prächtigsten Räume befinden. Die Fenster des zweiten und dritten Stockwerks sind von verzierten Pfeilern und Säulen flankiert, überspannt von einer wuchtigen Archivolte und mit einem großen Bogen zusammengefasst der den Giebel, der sich über die gesamte Breitseite der Fassade ausbreitet, sprengt. Unter dem First ist eine große Kartusche mit der Ordensimprese platziert. Doppelpilaster links und rechts rahmen den gewaltigen Bogen. (Abb.73)

I n n e n. Das ursprüngliche Erscheinungsbild der **Konviktskapelle** ist ein

monochromer, heller Stuck auf hellem Grund. (Abb. 74) 1935 wurde die Kapelle neu ausgemalt und erhielt diverse Deckengemälde.

Die Ausmaße der Hallenkirche betragen in der Länge bis zum Presbyterium 35,5 Meter, an Höhe 14,5 Meter. Sie bot für 10-12 Altäre und acht Beichtstühle Platz, wovon ein Teil der Altäre wie der Beichtstühle in den drei beidseitig ausgesparten Kapellennischen aufgestellt wurde. Die Orgeltribüne misst eine Tiefe von 7 Meter. Die Nischen haben eine Tiefe von etwa 2 Meter.

An der Stirnseite sind die Streben mit Lisenen geschmückt, die oberhalb eines den gesamten Kirchenraum umlaufenden Gesimses Kompositkapitelle mit Kämpferaufsatz tragen. Die Scheitel der Arkadenarchivolten sind mit Kartuschen besetzt, darüber befinden sich die Oberlichten. Die Grate der Stichkappen sind mit Akanthusfriesen und die Pendentifs mit Rocaillen geschmückt. Der tonnengewölbte Plafond ist ebenfalls mit Akanthusfries ausgeschmückt. Breite Gurtbögen quer über das Tonnengewölbe trennen das Hauptschiff vom Querschiff und vom Presbyterium. Stichkappen in der Vierung setzen den räumlichen Eindruck des Hauptschiffes fort. Die Gurtbögen zu den Seitenarmen der Kapelle erreichen beinahe die Höhe der Stichkappenscheitel. Im Presbyterium befinden sich die Eingänge zu den links und rechts angelegten Sakristeien und den darüber liegenden Oratorien. Die Fenster in der Apsis und der Apsiskalotte versorgen den Raum mit Tageslicht.

Die Durchgestaltung des Kirchenraumes, die angedeuteten Querarme und die Einschiffigkeit sowie der barockisierende Dekor entspricht dem Typus der Stammkirche Il Gesú in Rom.

Der **Theatersaal**, der auch als Fest- und Turnsaal (Abb. 75) genutzt wurde, war in seinen Ausmaßen etwas kleiner als die Kapelle: 20 Meter in der Länge, 10 Meter in der Breite und 9 Meter in der Höhe. Er bot für 500 bis 600 Menschen Platz,

zuzüglich der links und rechts eingezogenen geräumigen Galerien. „Die Tribünen mit gefälligen Gittern aus Schmiedeeisen theilen den Raum und verbinden die massiven Pfeiler; ebenso ist die Decke durch die an den mächtigen Traversen gebildete Casetten effektvoll unterbrochen.“ Die architektonischen Details wie Voluten, Kartuschen kannelierte Lisenen entsprechen dem barockisierenden Gesamteindruck der Anlage.

Eine Treppe von den Oratorien über die Sakristei führte hinunter ins naturhistorische Kabinett und weiter hinunter direkt auf die Hinterbühne des Theatersaals. Somit ist wie im Kollegium Kalksburg ein Verbindung vom Theatersaal zur Konviktskapelle gegeben.

Park

Auf dem Lageplan des Stellabesitzes (Abb. 68) ist ein Teil des Grundstücks durch ein Raster in geometrische Felder geteilt, die dem Schema eines barocken Gartens entsprechen könnte. Ein Garten oder gar eine Gartenanlage ist jedoch in der gesamten Literatur über die Stella Matutina mit keinem Wort erwähnt.

Die planenden Architekten

Den Auftrag für den Neubau erhielt die Baufirma Johann Huter & Söhne aus Innsbruck. Die Inhaber der Firma, Peter d.J. und seine Brüder Josef, Hans und Anton, waren schon für den Orden am Innsbrucker Kollegium in der Sillgasse tätig gewesen. Peters Sohn Paul, folgte seinem Onkel als Diözesanarchitekt und entwarf die Pläne zum Kollegium Canisianum. (s.o.)

Peter Huter (1842-1905) studierte an der Technischen Hochschule in München Architektur und wie viele seiner Zeitgenossen arbeitete er sich durch die Stilvielfalt seiner Zeit.[223] 1872 gründete Peter mit seinen Brüdern eine OHG, ab

[223] in: Neue Tiroler Stimmen, Nr. 70, Jg. XLX, Montag 27.3.1905, S. 2f

1882 erhielt er die Baumeisterkonzession.[224]

Zahlreiche Privathäuser, öffentliche Bauten sowie einige Kirchenbauten wurden von der Familie Huter über die Jahrzehnte hindurch erbaut.[225]

Als Peter Huter den Auftrag zum Neubau übernahm, waren dem bereits gedankliche Schritte vorausgegangen. Man erwog nämlich den Neubau im Hof des bestehenden Kollegs aufzuführen. Wegen Platzmangels musste dieser Plan verworfen werden.[226] Das Reichenfeld bot ausreichend Bauplatz und so ging man in weiteren Überlegungen systematisch vor und definierte wesentliche Kriterien, nach welchen ein Neubau gestaltet werden sollte. Dies waren vornehmlich Kriterien der Disziplin und der Ordnung, die unter den Zöglingen der einzelnen Pensionate und Divisionen durchzuexerzieren waren.[227]

In Bezug auf die Kapelle äußerten die Jesuiten den Wunsch, eine schöne, helle und luftige Kapelle zu bekommen. Architekt Huter soll dazu gesagt habe: „Dann müssen wir eben im Jesuitenstil bauen".[228] Diese Äußerung, sei sie auch als Scherz gemeint, entbehrt nicht einer gewissen Ironie, denn die Vorgaben der Ordensleute und der Ordensregeln bzw. der Constitutiones waren sehr konkret. Daher beschloss Huter die Sakristei an das Querhaus anzulehnen und sie rings um die Apsis zu führen. „So bleibt im Innern die Architektur vollständig gewahrt und nach Außen konnte man durch die Dachkonstruktion und eine geringere Zurückziehung der Mauer die Kreuzform noch vollständig wahren. Weil die Sakristeien mit den über ihnen liegenden Emporen die Höhe der Seitenschiffe

[224]SCHMID, op.cit., S. 64
[225] in: Die Alpenstadt Innsbruck, Innsbruck, o.D., S. 47f.
[226]Mitteilung aus den Deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu, 2. Band (1900-1902). Als Manuskript gedruckt. Nur für die Unsrigen, Roermond 1902, S. 369f
[227] „Die Studien wurden so angelegt, dass jedes Pensionat für seine 3 Studien eine Treppe frei hatte, um zum Refektorium und den Speisesälen zu gelangen; letztere wurden an beiden Enden der neuen Brücke gruppiert, und zwar die des I. Pensionats im Neubau, die des II. Pensionats im alten Hause. Wo später eine Turnhalle entsteht, sollen die Speisesäle der II. und III. Division des I. Pensionats dorthin verlegt werden. Der östliche Teil ist unter dem Theatersaal dann das Museum, darüber die Kapelle" in: Mitteilungen, S. 372
[228] Mitteilungen, S. 374

erreichten, konnte dann die Bedachung einfach weitergeführt werden.“[229]

Damit noch nicht genug. Die Jesuiten hatten ein weiteres Anliegen: „Das ganze Gebäude möge nach seiner Anlage an unsere alten schönen Collegien erinnern, gleichsam als Fortsetzung derselben sein.“[230]

Somit musste sich der Architekt an den Vorbildern in der Schweiz orientieren. Dies waren einmal das Collège Saint Michel in Fribourg und das Kollegium Maria Hülf in Schwyz.

Das Kollegium in Fribourg war bereits im 16. Jahrhundert von der alten Gesellschaft gegründet worden,[231] 1773 geschlossen und von 1818 bis 1847 wieder eröffnet. Der mittelalterliche Bau wurde als gesamter Komplex im 19. Jahrhundert von den Jesuiten wieder bezogen. Von besonderem Interesse ist die Kirche Saint-Michel. Die einst in gotischem Stil dekorierte Kirche wurde zwischen 1756 bis 1771 vom Mannheimer Architekten Franz W. Rabaliatti zur Rokokokirche umgestaltet[232]. Der einschiffige Kirchenraum weist auf jeder Seite vier Nischenkapellen auf. Über den mit Kartuschen besetzten Arkadenbögen erstrecken sich, unterbrochen durch die Kompositkapitelle der Lisenen, vergitterte Galerien entlang des gesamten Kirchenschiffes. Oberhalb des mehrfach profilierten und verkröpften Gesimes setzten die Obergadenfenster auf, gerahmt von Stichkappen, die in den reich stukkierten, freskierten und relativ flachen Plafond übergehen. Das Presbyterium ist nur mit einer Ignatiuskapelle über der Sakristei auf der linken Seite mit drei Blindfenstern ausgestattet. Die Obergaden auf der rechten Seite allein sorgen für Lichteinfall im Presbyterium und den Altar in der Apsis, die seitlich noch je ein schmales Fenster hat. (Abb. 76)

1836 wurden die Jesuiten von der Landgemeinde Schwyz eingeladen ein

[229] Mitteilungen, S.375
[230] Mitteilungen, S. 375
[231] in: Les Monuments D´Art et D´Histoire du Canton De Fribourg, Bâle 1959, S. 97-135
[232] ebendort, S. 101

Kollegium ebendort zu gründen.[233] Der Kollegsbau wurde nach den Plänen des lokalen Architekten Caspar Josef Jeuch 1840 errichtet. (Abb. 77) Was jedoch „die stilistischen Formen der Kollegskirche“[234] betrifft, wurde dem neubarocken Konzept des römischen Architekten D. Sardi Jeuchs Gestaltungsidee vorgezogen und verwirklicht. (Abb. 78) Mit der Vertreibung der Jesuiten nur sieben Jahre nach Baubeginn, 1847, ging das Kollegium in den Besitz des Bischofs von Chur über.

Deutlich ist jedoch, dass das Hallenschema mit den eingezogenen Streben und den sich dadurch ergebenden Nischenkapellen sowohl in Fribourg wie in Schwyz zur Anwendung kam. Nur mit dem Unterschied, dass die Kirche in Schwyz hinter der Apsis einen Verbindungsgang von Epistel- zu Evangelistenseite hat sowie an Stelle der vergitterten Galerien in Fribourg die Schwyzer Kollegskirche Emporen mit in den Raum geschwungenen Balustraden aufweist.

Huter hatte strenge Vorgaben und etnwarf innerhalb dieser ein Schul- bzw. Internatsgebäude und eine Kapelle.

Betrachtet man einige Bauten Huters in Innsbruck, Privathäuser oder die Klosterkirche Herz-Jesu der Redemptoristen, so haben trotz der unterschiedlichen Stile, die Huter umsetzte, die Bauten etwas gemeinsam. Es ist eine gewisse Plastizität, die selbst flächig behandelte Fassaden nicht flach erscheinen lässt.

Das Privathaus in der Bürgerstraße, erbaut 1885, ist hauptsächlich mit Dekorelementen der Renaissance gestaltet. Bemerkenswert sind die Obergeschosse, die breiten Fensterlaibungen, die Medaillons mit den Porträtköpfen, die tiefen Rundbogenfenster und die stilisierten Eckquader, die bis zu den Frontgiebeln hinaufführen. (Abb. 78) Ein anderes Privathaus, das sogenannte Haus Völk, erbaut 1897, ist mit barocken Elementen gestaltet. Die horizontale und vertikale Gliederung der Fassade bilden Bänder, Gesimse bzw.

[233] in: Les Monuments D´Art et D´Histoire du Canton De Fribourg, Bâle 1959, S. 97-135
[234] ebendort, S. 183

gefugte Lisenen, die über zwei Stockwerke laufen. Verspielt eingesetzt wirken hier die Muscheln, Kartuschen, Girlanden und Konsolen, die die Fassade sehr beleben. (Abb. 80) Kirche und Kloster der Redemptoristen, erbaut 1896/97 mit romanisierendem Formenrepertoire, wirken in ihrer gesamten Erscheinung voluminös, breit, fast etwas klotzig. Mit Rundbögen wird nicht gespart, auch das Innere der Herz-Jesu Kirche ist vollständig mit Malerei ausgestattet. (Abb. 81)

Für Peter Huters Architektur gerade auch in den verschiedenen Stilen, die er im Einzelnen zu einer Einheit zu gestalten vermochte, ist besonders die plastische Wirkung auffallend, die den Bauten eine gewisse Massigkeit und dreidimensionale Präsenz allein auf Grund des Dekors verleiht. Diese Plastizität und Wuchtigkeit tritt bei einem so monumentalen und geschlossenen Gebäudekomplex wie das Kollegium Stella Matutina eines ist, besonders deutlich zu Tage.

Im Zuge der Recherche zu den Schweizer Kollegien bin ich auf den Architekten Jeuch gestoßen. (s.o.) Caspar Josef Jeuch (1811-1895) studierte in München und Italien und entfaltete eine rege Bautätigkeit in seiner Heimatstadt Baden. Seine frühen Bauten sind in Neorenaissance gebaut, wohingegen die späteren Bauten im neugotischen Stil gestaltet sind, „sie fallen gegenüber den früheren Arbeiten stark ab.“[235] Das Gasthaus „Zum Ochsen“, erbaut 1845, ist „Ein dem romantischen Klassizismus verpflichtetes Gebäude von ausgeglichenen Proportionen und fein empfundenen Details, das den künstlerischen Werdegang seines Schöpfers ... unter all dessen Badener Bauten am schönsten widerspiegelt“ [236].(Abb. 83)

Ein Bau, dem hier besonderes Interesse gilt, ist die 1849 erbaute Infanterie-Kaserne in Aarau. Der spätklassizistische Rundbogenstil der Fassadengestaltung zeigt eine frappante Ähnlichkeit mit der St. Leonhards Kaserne in Feldkirch, deren

[235] A. HOEGGER, Aarau und Baden, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Aarau, Bd. VI., Basel 1976, S. 309
[236] ebenda, S. 315ff

Entwerfer nicht bekannt ist. Die Akzentuierung der Mittelachse durch die Zwillingsfenster und die Giebelpartie sowie durch die Zwillingsfenster und Lisenen der Seitenrisalite, die Gestaltung der Sockelzone und der Rundbogenfriese drängen die Vermutung auf, dass Jeuch nicht nur sehr erfolgreich in der Schweiz sondern auch im benachbarten Vorarlberg tätig gewesen ist. Auch der Grundriss der Aarauer Kaserne ist mit der nur drei Jahre später erbauten Feldkircher bis auf die Zubauten der Remise und der Küche nahezu ident. (Abb. 84,65)

Zusammenfassung

Das Kollegium Stella Matutina ist als Anlage in Größe und Erscheinung ein imposanter Bau. Der Wunsch der Feldkircher Jesuiten, der an den Architekten herangetragen wurde, einen Bezug zu den ehemaligen Schweizer Kollegien herzustellen, war nicht allein ein sentimentaler. Bedenkt man, dass Vorarlberg zwar österreichisches Staatsgebiet war und ist, jedoch ordenspolitisch zur deutschen Ordensprovinz gehörte und immer noch gehört und hier als einzige Niederlassung bestehen durfte, nimmt dieses Kollegium eine besondere Stellung ein. Es repräsentiert den Fortbestand einer bestimmten Geisteshaltung und einer katholischen Tradition. In Grenznähe zu den protestantischen Ländern Deutschland und Schweiz, war das Kollegium in Feldkirch in mehrfacher Hinsicht ein großer Gewinn für die Gesellschaft Jesu. Auch von Seiten des Kaisers ist die Errichtung des Kollegs als eine Demonstration des katholischen Österreich zu verstehen.

Die Position des Architekten als Baukünstler erfüllt die engen Vorgaben. Die Anbauten des alten Traktes wurden an den übernommenen Kasernenbau angeglichen und dies erfolgte nach rein praktischen und finanziellen Überlegungen. Der Neubau hatte als Repräsentationsbau ebenso Erwartungen und Vorgaben zu erfüllen, doch hier konnte der Architekt zumindest in der

barockisierenden Dekoration Gestaltungsideen entfalten, und dies tat er dann auch ausgiebig.

Teil III

Resümée

Der kleine aber Überblick über die österreichischen Jesuitenkollegien des 19. Jahrhunderts zeigt, wie sich aus mittelalterlich mystischem Denken heraus ein weitsichtiges Konzept entwickeln konnte. Es hat die Jahrhunderte überdauert und nichts an seiner Klarheit und Einfachheit eingebüßt, vielmehr lässt sich dieses Konzept durch die historische Distanz noch klarer erkennen.

Ignatius von Loyola, der die Krise seines Lebens überwunden hatte und daraus gestärkt hervorgegangen war, ging unbeirrt seinen Weg. Er hatte ein großes Ziel vor Augen und ordnete diesem alles unter. Immer wieder forderte diese überragende Persönlichkeit seine Mitbrüder in seinen unzähligen Briefen dazu auf, selbst wenn diese als Konziltheologen am Konzil von Trient teilnahmen, sich nicht auf kontroverstheologische Erörterungen einzulassen, sondern ihr eigenes Ziel, nämlich das der Seelenrettung, zu verfolgen und während ihrer Zeit in Trient auch die Bevölkerung zu betreuen, diese „zum Blick in ihre Seelen (zur Introspektion) zu veranlassen“.[237]

Nur mit diesem starken Fokus auf das Ziel seiner Aufgabe war es für Ignatius und in der Folge für den Orden, meiner Meinung nach möglich, eine allgemeingültige Idee zu realisieren, in die Tat umzusetzten. Der Weg führte über die Bildung und Ausbildung seiner künftigen und tatsächlichen Mitglieder. Ignatius erkannte, dass das Kollegium eher den Bedürfnissen der Zeit entsprach als das Klaustrum. Als Offizier und verlängerter Arm des Papstes war er Eroberer und Missionar zugleich. Glaubensverbreitung kam Territorialpolitik gleich.

Dass die Künste eine nachgeordnete Rolle spielten, erklärt sich daraus fast von selbst. Namhafte Architekten bzw. große Bauunternehmer wurden zwar beauftragt, aber, so wie im Fall der Grundsteinlegung von Il Gesú, der anwesende Architekt namentlich nicht erwähnt. Es hatte System, dass die „weltlichen“ Baukünstler im Hintergrund blieben, denn der Orden selbst hatte ausreichend

[237]FELD, op.cit., S. 164

Talente zur Verfügung, Architekten wie Maler. Allen voran, Andrea Pozzo, der das Fresko der Vision von La Storta in Il Gesú schuf.[238]

In mehrerer Hinsicht sind die Anfänge des sich etablierenden Jesuitenordens entscheidend und prägend für weitere Generationen des Ordensnachswuchs, deren ununterbrochene Linie der „alten" und „neuen" Gesellschaft neben einem italienischen Zweig, vom zaristischen Russland über Galizien von Graz nach Linz, sowie über Galizien und die Schweiz nach Vorarlberg, respektive nach Feldkirch führt. In den Darstellungen von BÖSEL und NISING ist zu erkennen, dass die Niederlassungen in Italien eher einzelne Bautypen, zum Beispiel ein Kollegium samt Kirche, oder ein Seminar, oder eben ein Noviziat gesondert von anderen Häusern der Gesellschaft gegründet und erbaut wurden. Im Gegensatz dazu wurden in Deutschland, soweit die Auswahl NISING eine derartige Einschätzung zulässt, große Anlagen errichtet, die mehrere Häuser umfassten. Zum Beispiel Gymnasium, Lyzeum, Kolleg bzw. Konvent, Kongregation, Theatergebäude, Seminar und Noviziat. Solch riesige Jesuitenniederlassungen finden sich im 19. Jahrhundert in Österreich nicht. Die größte ihrer Art wurde im ungarischen Tyrnau 1853 errichtet mit Gymnasium, Seminar, Konvikt und Universität. Eine Niederlassung der „alten" Gesellschaft im slowenischen Laibach umfassend eine Kirche, ein Kollegium, ein Konvikt, ein Gymnasium und Lyzeum konnte nicht wieder erworben werden.

Das Noviziat am Freinberg bei Linz nimmt sich ob dieses Umfangs an Ausbildungsstätten innerhalb einer einzigen Niederlassung sehr bescheiden aus. Das erzbischöfliche Seminargebäude unterscheidet sich von den Kollegien in Feldkirch und Kalksburg nicht unbedingt in der Verwendung als Erziehungs- und Bildungsanstalt für Knaben. Was die Kollegien unterscheidet, ist das Fehlen eines

[238] An dieser Stelle möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass FELD „in der Vision des Ordensgründers in La Storta die Keimzelle der barocken Ikonographie (und)... die Initialzündung des barocken Zeitalters angesehen werden kann... (bzw.) ereignet."

Theatersaals, welchen die Kollegien in Feldkirchen und Kalksburg unter der Konviktskapelle haben erbauen lassen. Ansonsten handelt es sich in allen drei Fällen um lang gestreckte Baukörper, die sich nicht wesentlich von einer Militär-Bildungsanstalt[239] jener Zeit unterscheiden. Im Gegensatz dazu wurde für sogenannten Bürger- und Volksschulen das Schema des geschlossenen Gebäudes mit Innenhof bzw. eines von drei Seiten flankierten Innenhofs bevorzugt[240]. Das akademische Gymnasium des Architekten Friedrich von Schmidt (1860[241] entworfen, 1862 vom Gemeinderat bewilligt, an den Stadterweiterungsfonds übergeben und 1863 mit dem Bau begonnen), lässt im Grundriss seine Herkunft aus dem mittelalterlichen Kreuzgang spüren, so NEUMANN. Es war nicht der Bauplatz, der den Architekten bewogen hat einen geschlossenen Baukörper, „ein eigentlich ungotischer Baukörper, gotisch instrumentiert“[242] zu entwerfen, da er bereits im Pensionat für Till 1854[243] den Entwurf für das akademische Gymnasium vorwegnahm. Man könnte sagen, Schmidt hat so etwas wie den Idealtypus einer Bildungsanstalt mit hohem Anspruch geschaffen.

Der ursprüngliche Bautyp einer Ausbildungs- und Wohnstätte, das mittelalterliche Kollegium, war eine klosterähnliche Anstalt mit Anbindung an ein Hospital. Im Detail wurde für die Jesuitenkollegien, in denen die Artisscholaren (diese würden heute den Gymnasiasten entsprechen) unterrichtet wurden und sich auf das Theologiestudium vorbereiteten, kaum etwas verändert. Die Laufbahn eines Jesuiten beginnt mit den Grundstudien, diese erlernt er im Kollegium, danach erfolgt die Probezeit im Noviziat, dann das Studium der Theologie als Scholastiker. Nach der Ausbildung bewohnt der junge Jesuit weder ein Kollegium noch ein Noviziat, er wohnt im Konvent oder in den zum Professhaus gehörigen

[239]Paul KORTZ, Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts – Ein Führer in technischer und künstlerischer Richtung, Wien, 1906, S. 309 ff
[240]KORTZ, op.cit., S. 212-223
[241]Erwin NEUMANN, Friedrich von Schmidt – Ein Beitrag zu einer Monographie und zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Wien, 1952, S. 164
[242]NEUMANN, op.cit., S. 163
[243]ebenda

Wohnungen. Für alle Bauten gelten jedoch grundsätzlich die Richtlinen der Generalkongregation von 1556 und 1568.

Vielleicht liegt BRAUNFELS mit seiner Einschätzung nicht ganz richtig, wenn er sagt „Die Jesuitenklöster aber gleichen großen städtischen Anstalten und besitzen geringe Bedeutung für die Geschichte der Palastarchitektur und keine für die Geschichte der Klosterbaukunst.“[244] Abgesehen davon, dass im 19. Jahrhundert die Kollegien auch außerhalb des urbanen Umfeld erbaut wurden, hat Ignatius der Klosterbautradition einen neuen Typus hinzugefügt.

[244]BRAUNFELS, op.cit., S 231

Teil IV

Bildteil

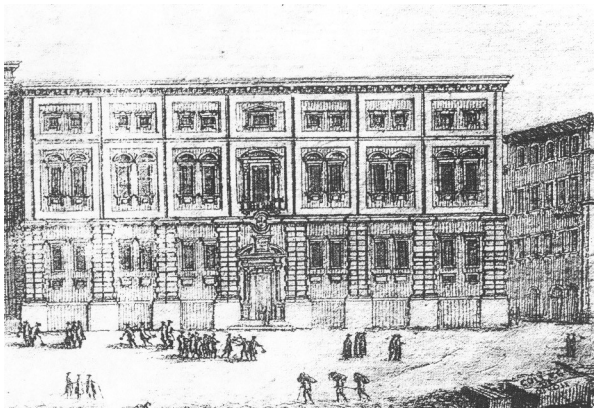

Abbildung 1: Jesuitenkollegium, Messina, 1548 (F.Paolino, Architettura religiosa a Messina, Messina, 1995)

Abbildung 2: Jesuitenkollegium, Messina, Innenhof

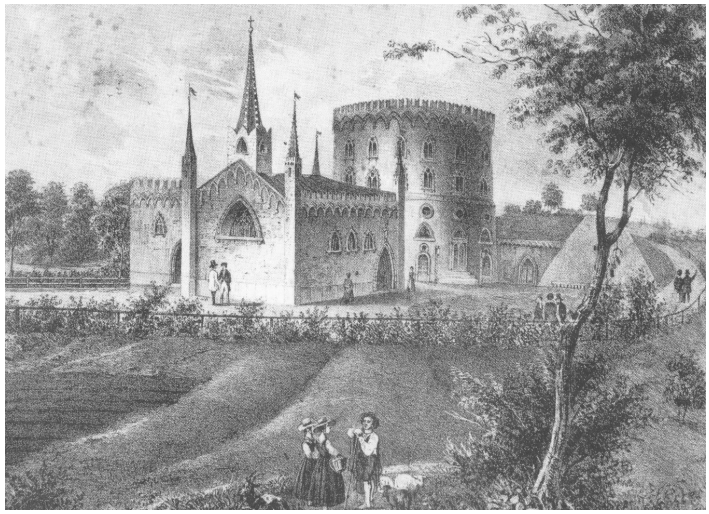

Abbildung 3: Kollegium, 1837 (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

FREINBERG

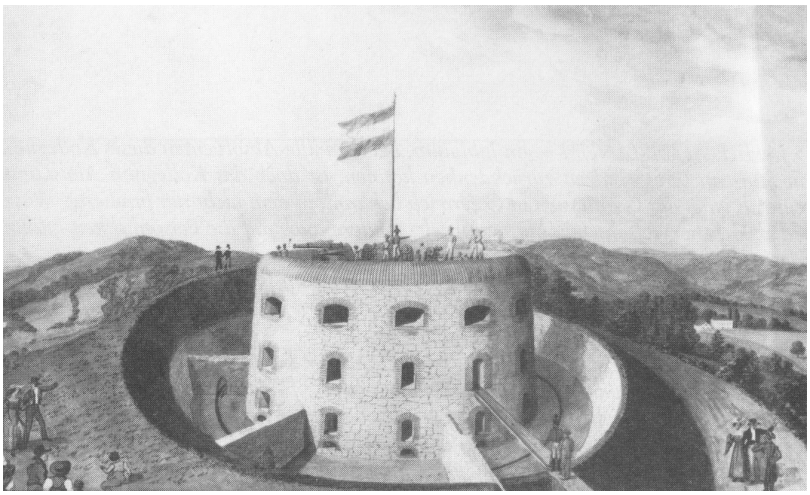

Abbildung 4: Probeturm, 1828 (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

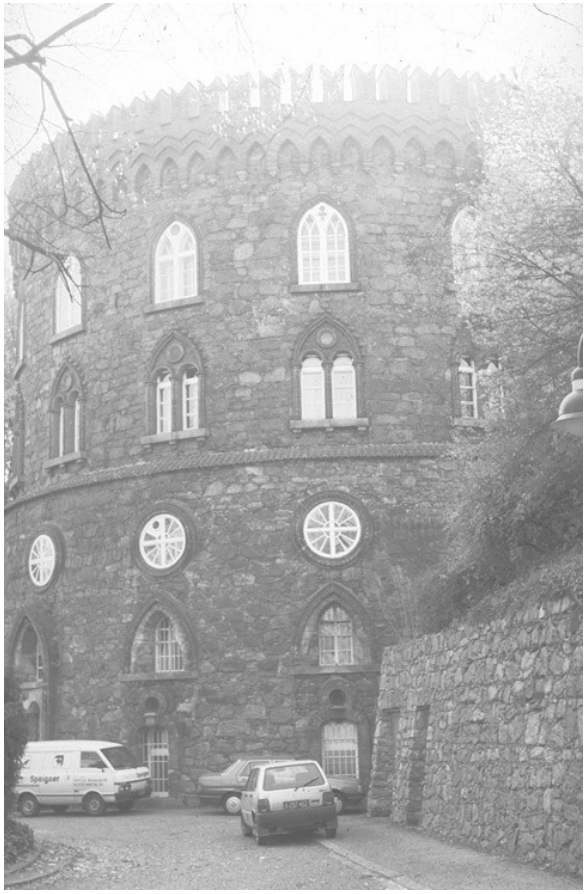

Abbildung 5: Abb. 5: Turmkloster (photographiert vor Ort)

Abbildung 6: Kirche zum Hl Maximilian, Vorderansicht (photographiert vor Ort)

Abbildung 7: Kirche mit Verbindungsgang, Rückansicht (Freinberger Stimmen, Festschrift 57. Jg./1987)

Abbildung 8: Kirche, Blick zum Altar (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

Abbildung 9: rechte Setienwand (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abbildung 10: linke Seitenwand (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abbildung 11: Block zur Orgelempore
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

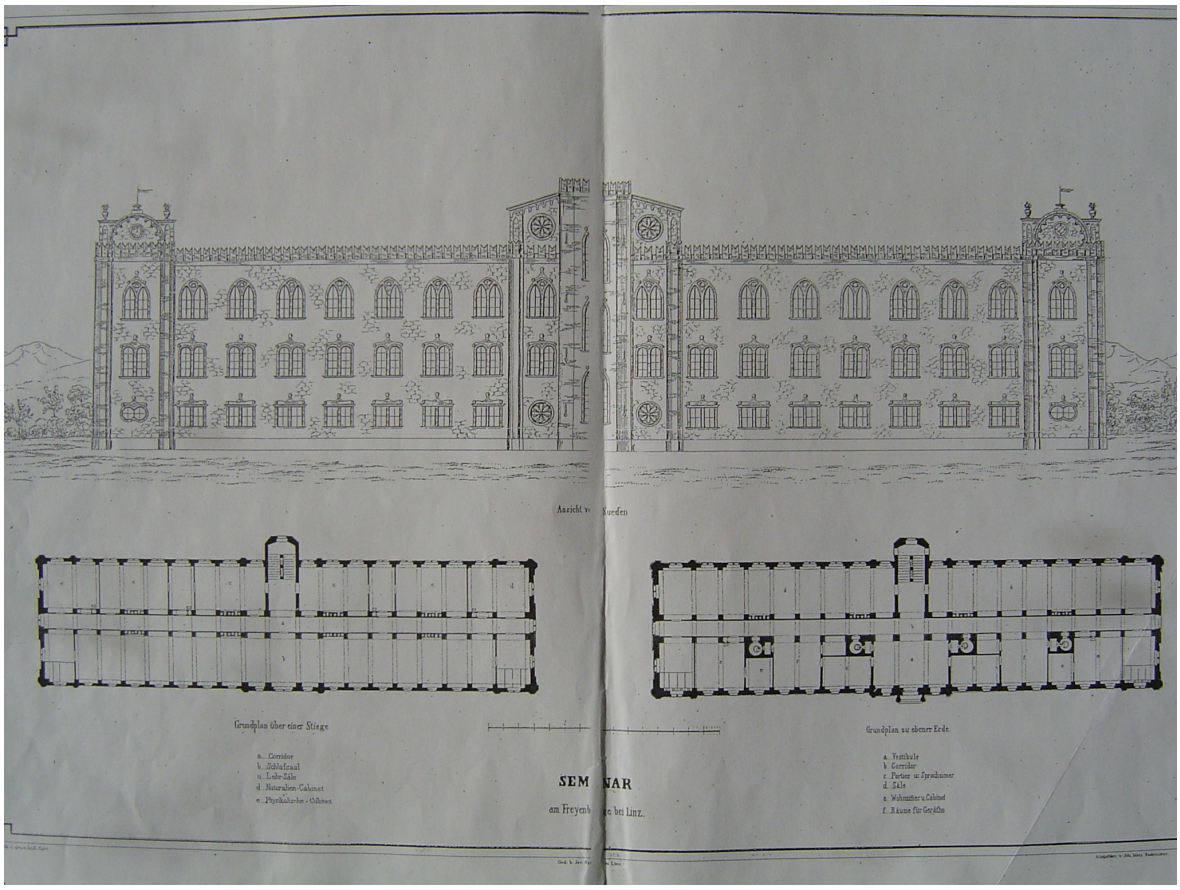

Abbildung 12: Seminargebäude, Längsschnitt; Situationsplan der gesamten Anlage
(Baupolizei des Bauamtes der Stadt Linz)

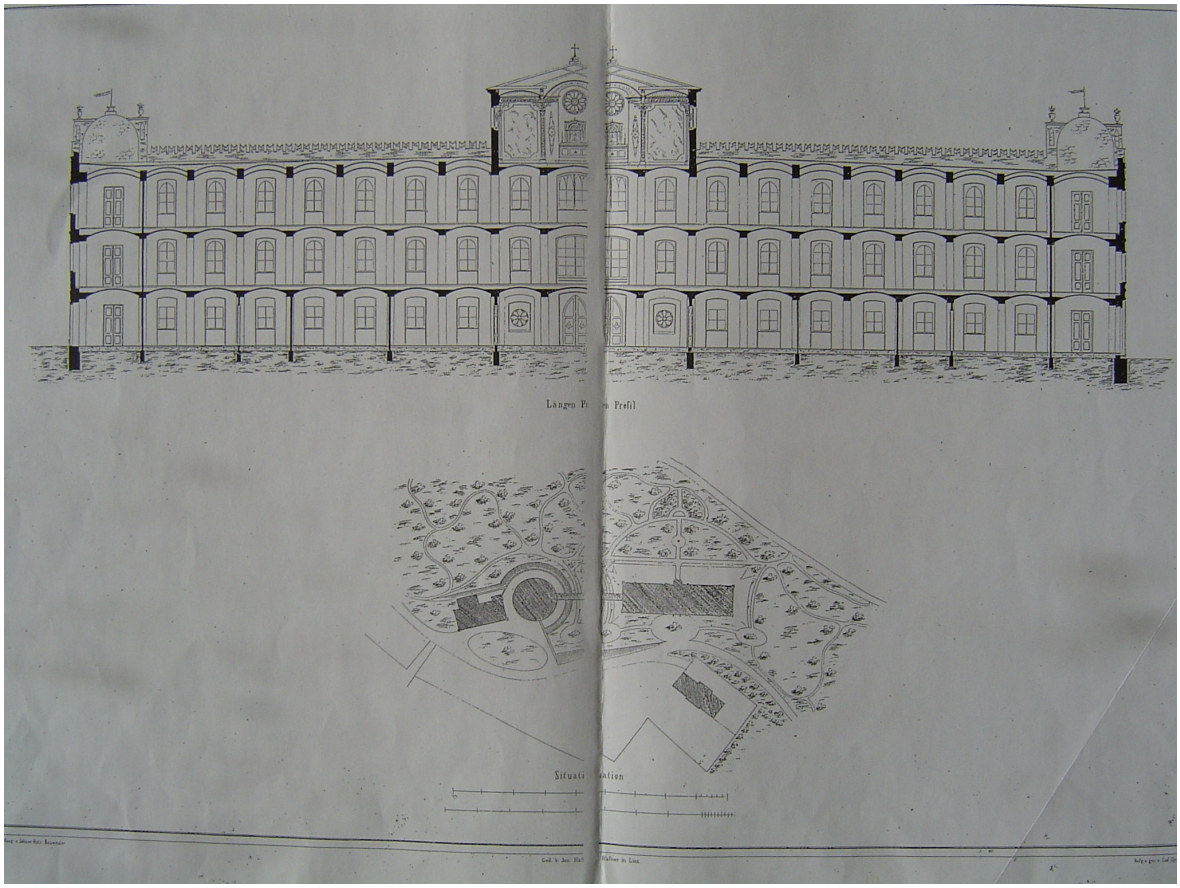

Abbildung 13: Seminargebäude, Rückseite; Grundriß EG, 1.OG (Baupolizei des Bauamtes der Stadt Linz)

Abbildung 14: Seminargebäude, Frontseite, Mittelteil (photographiert vor Ort)

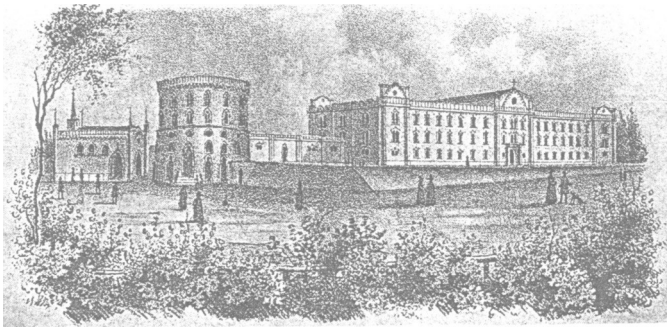

Abbildung 15: Kollegium, 1853 (Jahrbuch der Stad Linz 1937, Linz 1938)

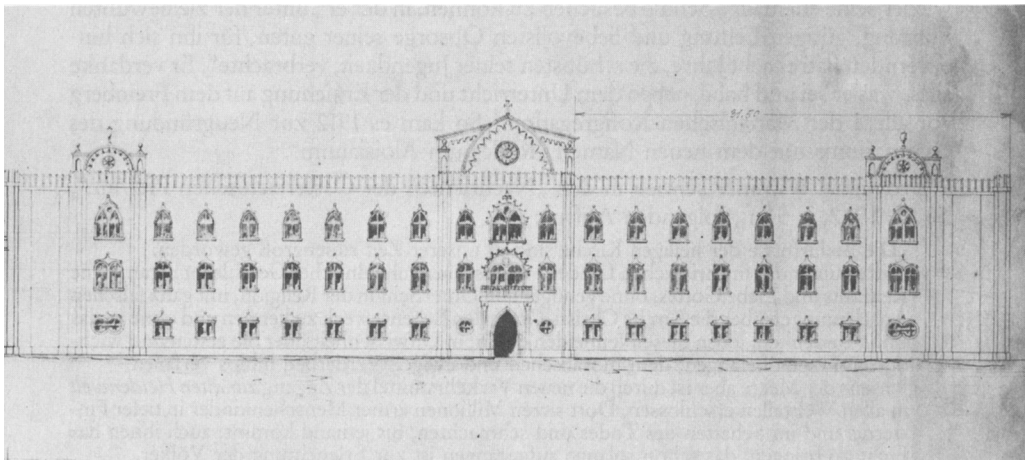

Abbildung 16: Seminargebäude, Plan von 1913 (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

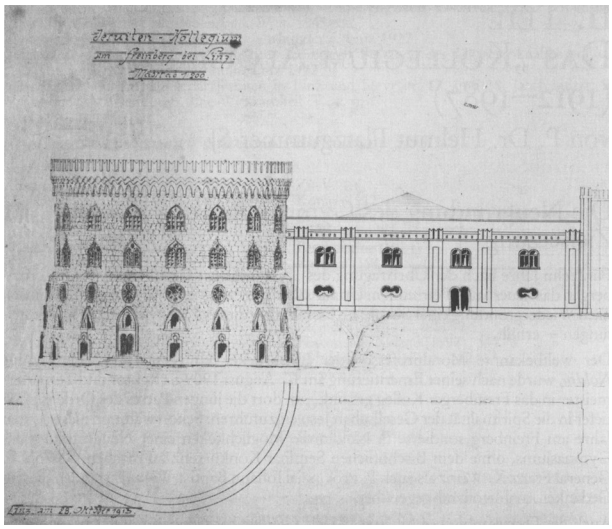

Abbildung 17: Seminargebäude, Trumkloster mit Verbindungsgang, Plan vin 1913 (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

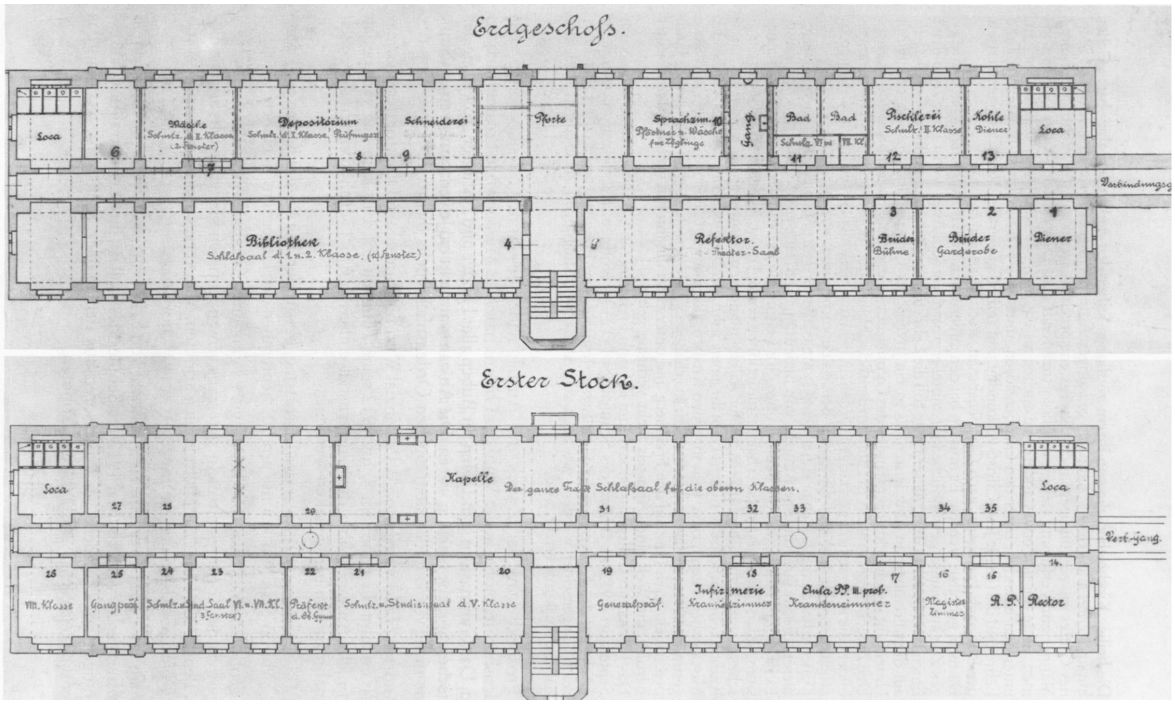

Abbildung 18: Seminargebäude, Grundriß EG, 1.OG. (Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

INNSBRUCK

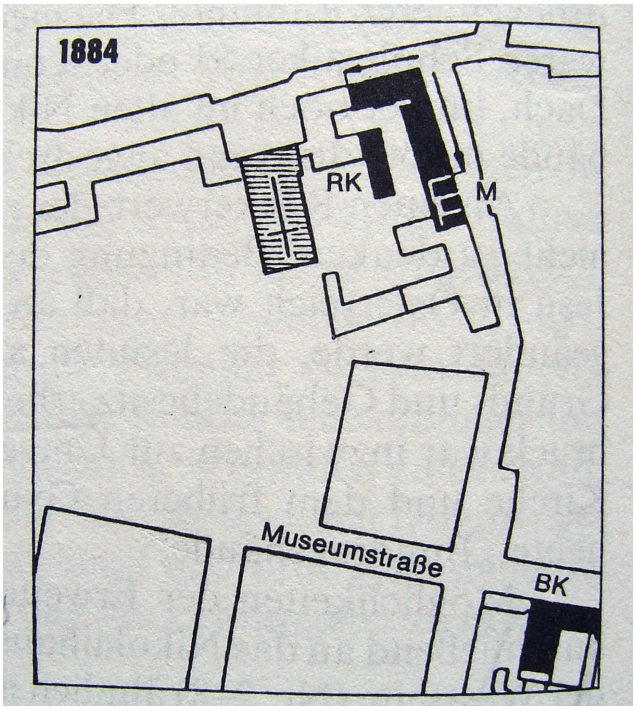

Abbildung 19: Universitätsstraße – Sillgasse, Situationsplan, 1884 (Emerich Coreth SJ, Das Jeuitenkolleg Innsbruck, Wien 1991)

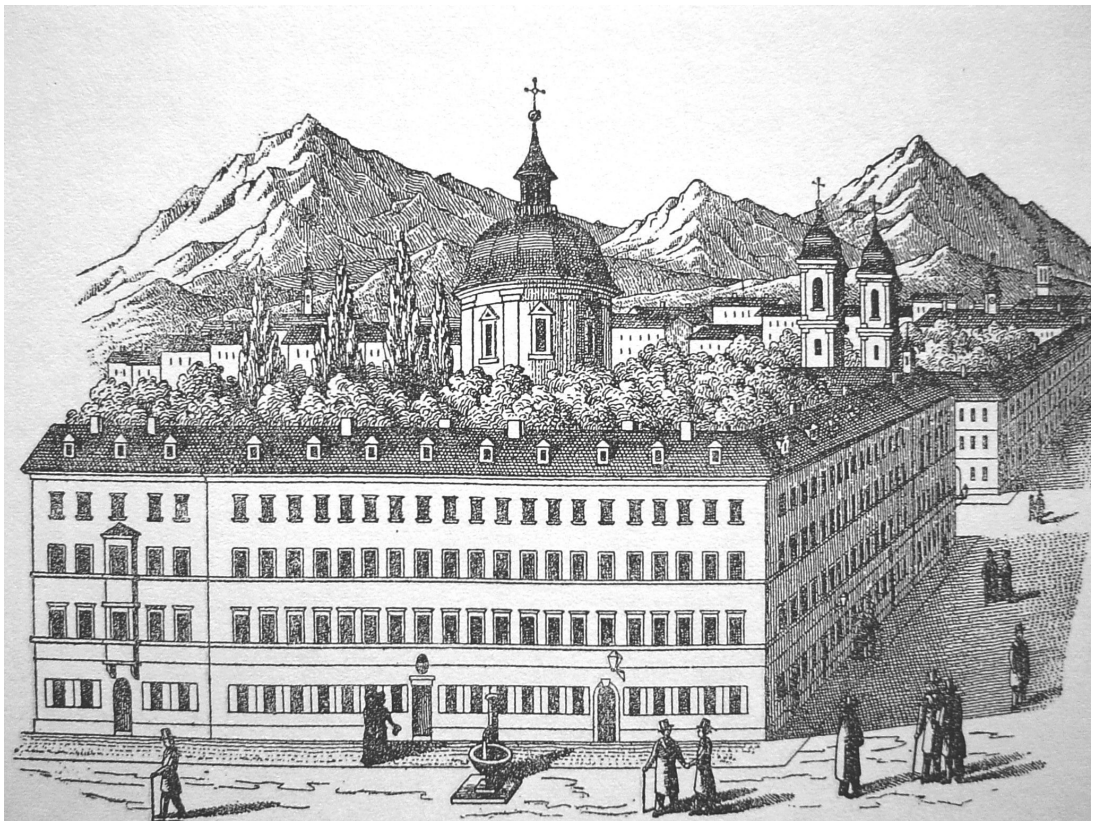

Abbildung 20: Sillgasse, Nikolaihaus, 19. Jh. (Festschrift zu Hundertjarfeier des Theologischen Konvikts Innsbruck 1858-1958, Innsbruck 1958)

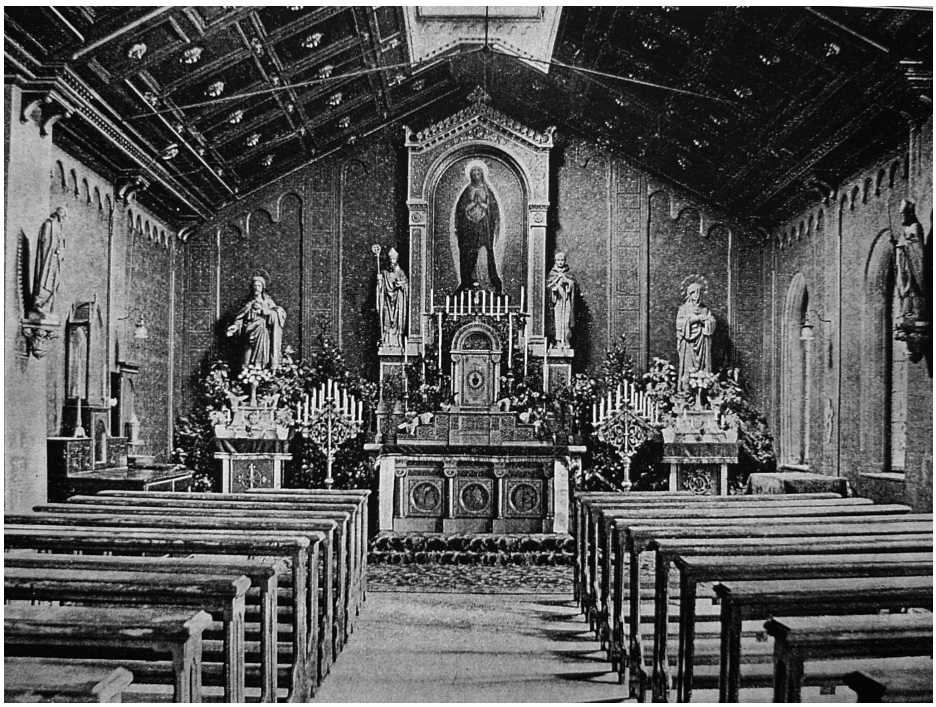

Abbildung 21: Konviktskapelle im Hof des Kollegs, nach 1868 (Michael Hofmann SJ, Das Nikolaihaus)

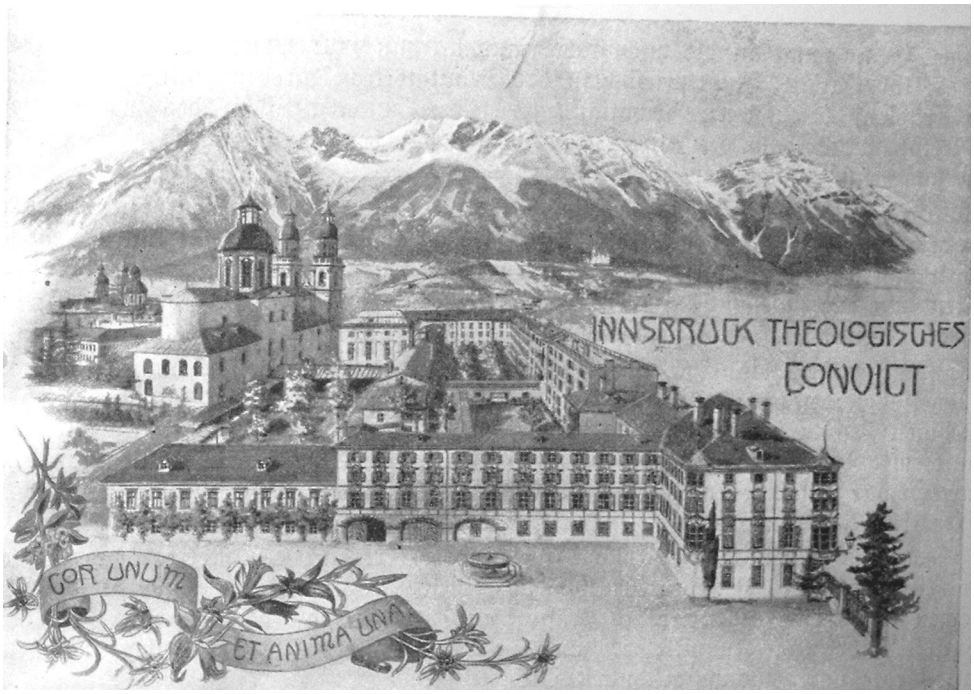

Abbildung 22: Gesamtansicht des Kollegs, um 1900 (Korrespondenz des Priestervereins, 1905, Heft 1)

Abbildung 23: Sillgasse, Nikolaihaus (photographiert vor Ort)

Abbildung 24: Sillgasse, Canisiushaus (photographiert vor Ort)

Abbildung 25: Sillgasse, Erhard-, Höß- und Danner-Haus (photographiert vor Ort)

Abbildung 26: Museumsstraße, Aloisiushaus (photographiert vor Ort)

KALKSBURG

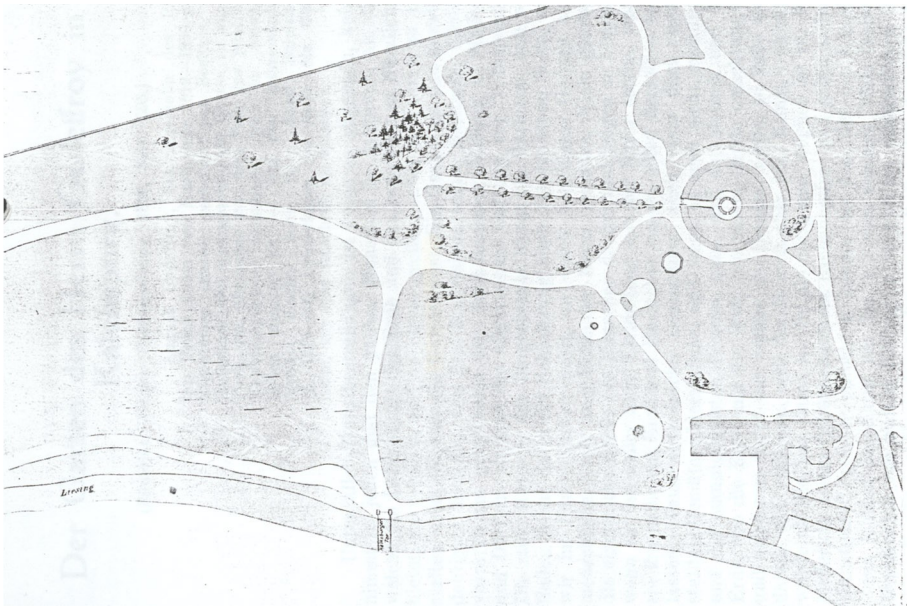

Abbildung 27: Situationsplan, 1856 (Anonymus, Der Garten des Herrn Godeffroy in Kalksburg, in: Kalksburger Korrespondenz, 121. Folge, XLVII/2 Jg., Juni 1932)

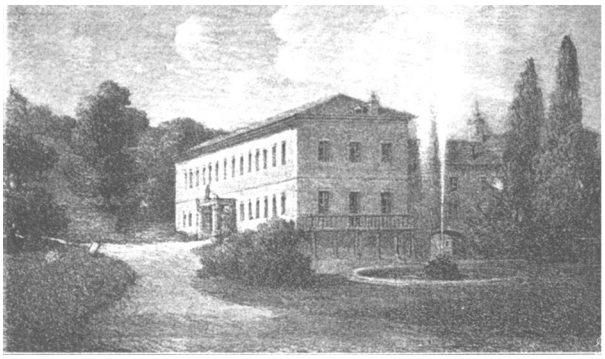

Abbildung 28: Kollegium, 1856 (Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906)

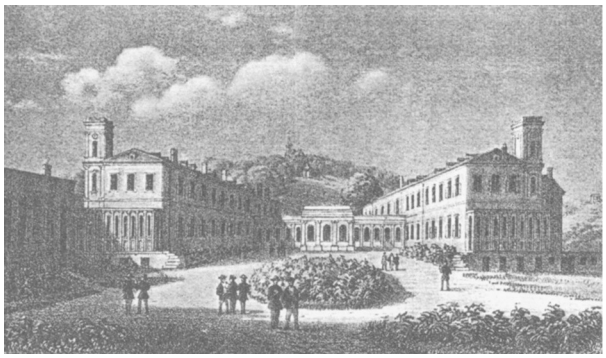

Abbildung 29: Kollegium 1857 (Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum, 1906)

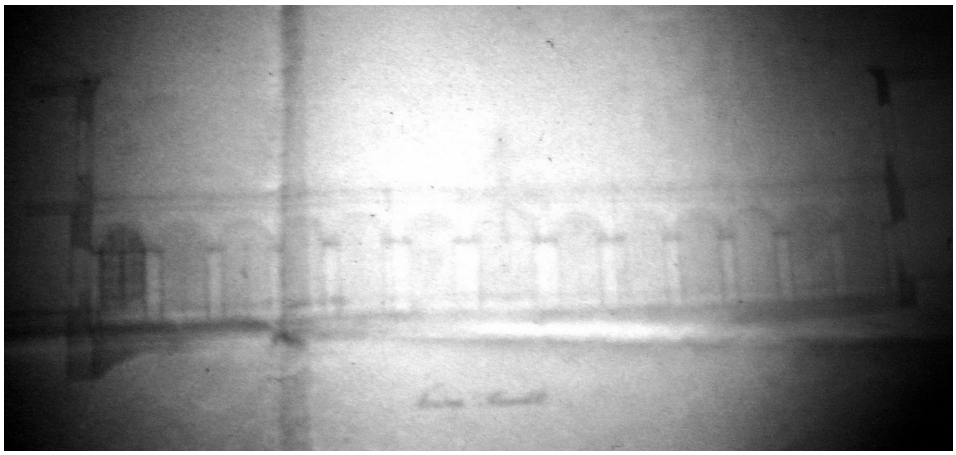

Abbildung 30: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

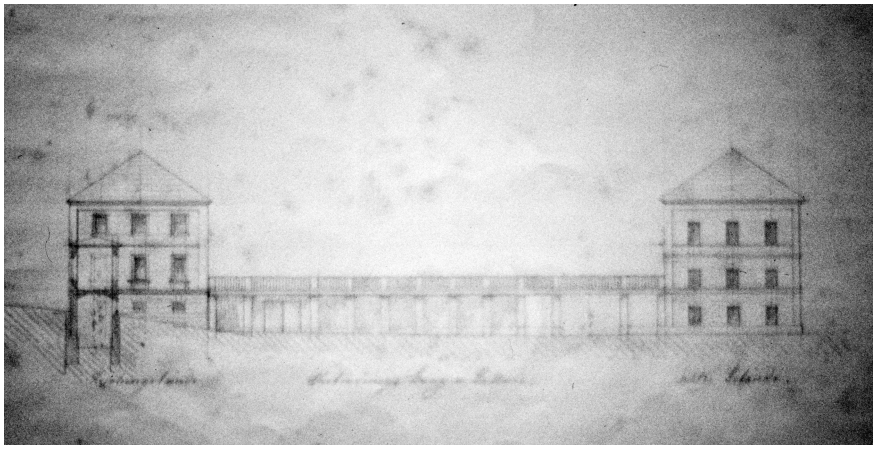

Abbildung 31: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

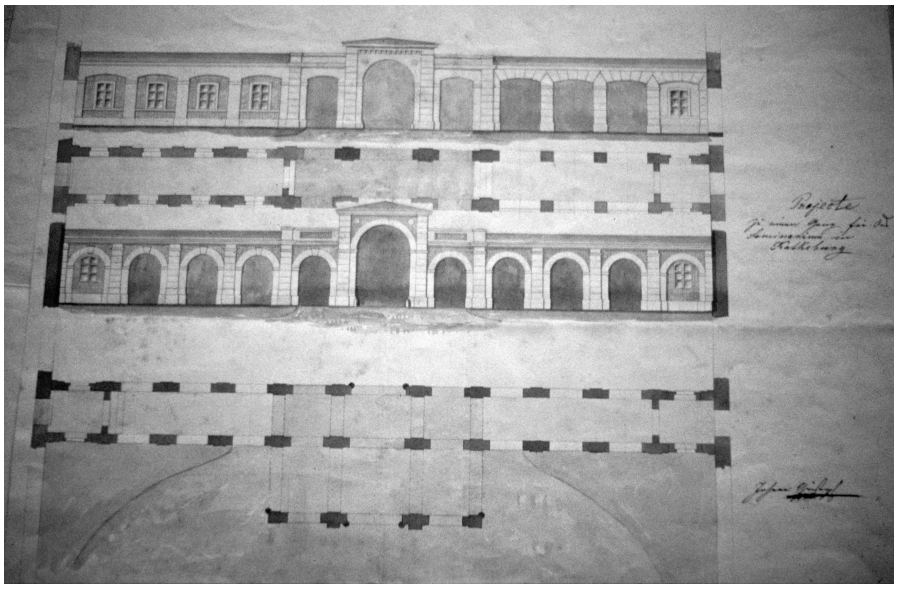

Abbildung 32: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

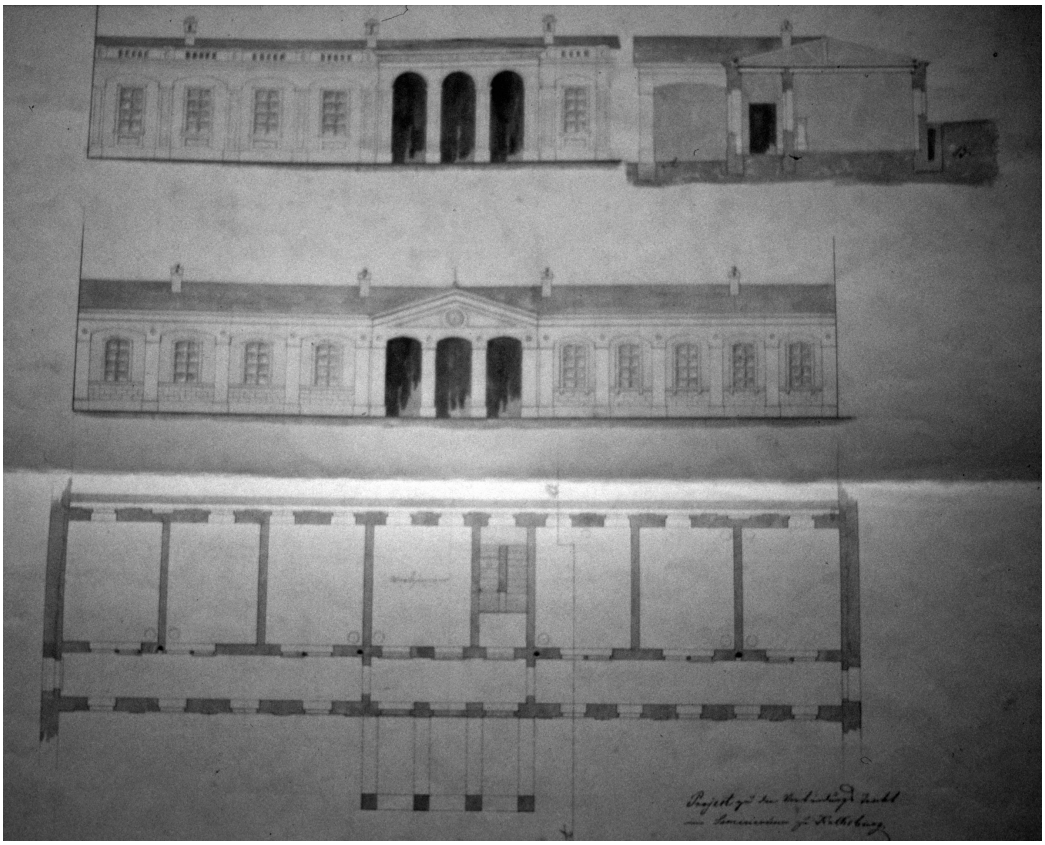

Abbildung 33: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

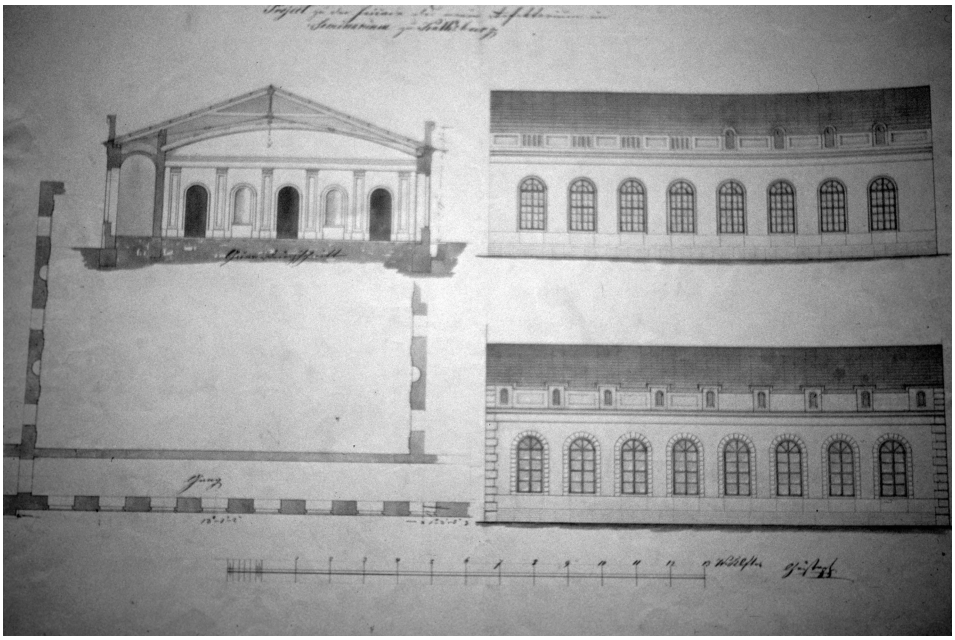

Abbildung 34: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

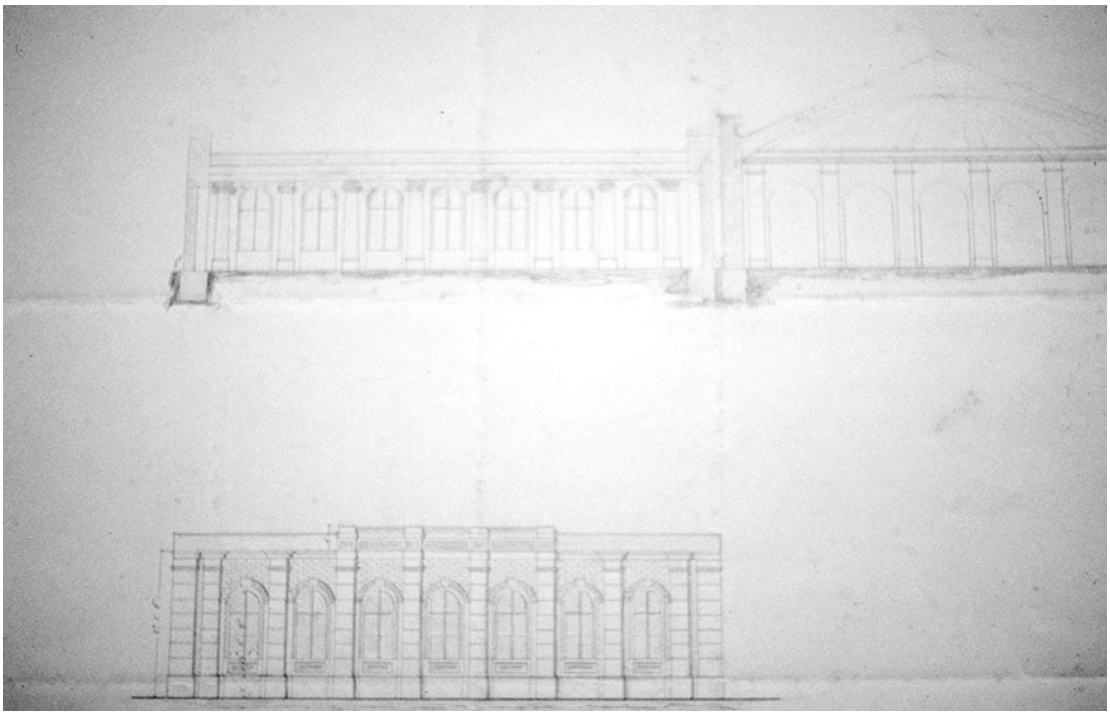

Abbildung 35: Variante Verbindungsgang (Archiv Kolleg Kalksburg)

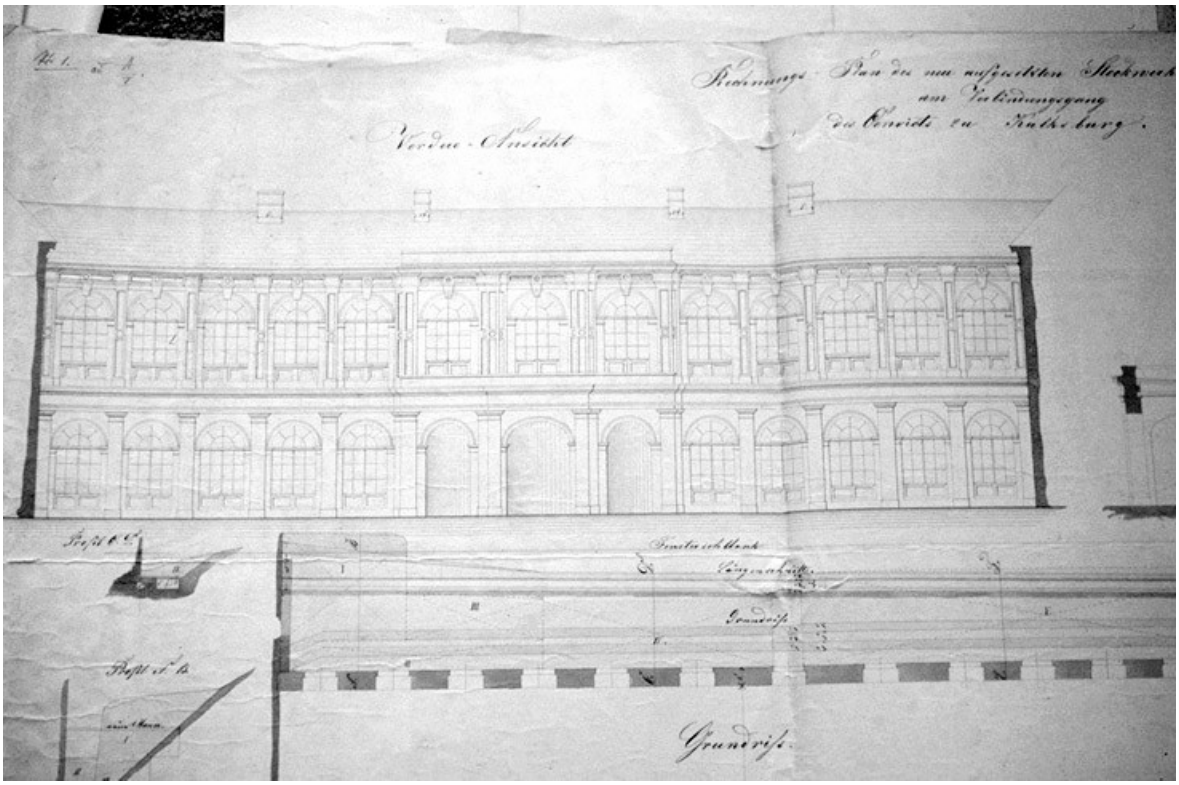

Abbildung 36: Plan Verbindungsgang mit 1.OG. (Archiv Kolleg Kalksburg)

Abbildung 37: Verbindungstrakt (photographiert vor Ort)

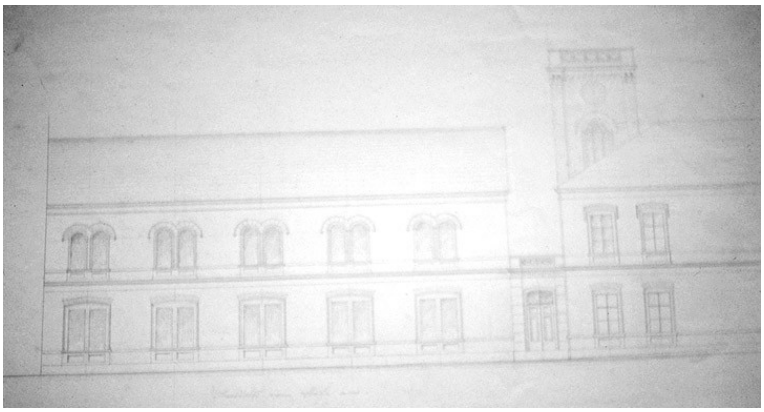

Abbildung 38: Plan Kapellenbau und Paralleltrakt (Archiv Kolleg Kalksburg)

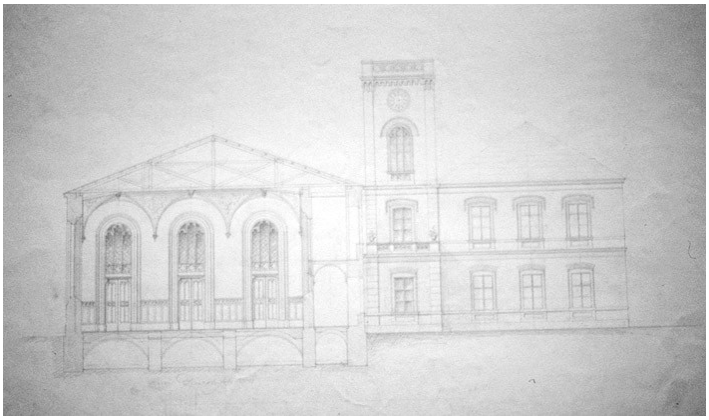

Abbildung 39: Variante Kapellenbau (Archiv Kolleg Kalksburg)

Abbildung 40: Fassade Kapellenbau und Breitseite des Paralleltrakts (photographiert vor Ort)

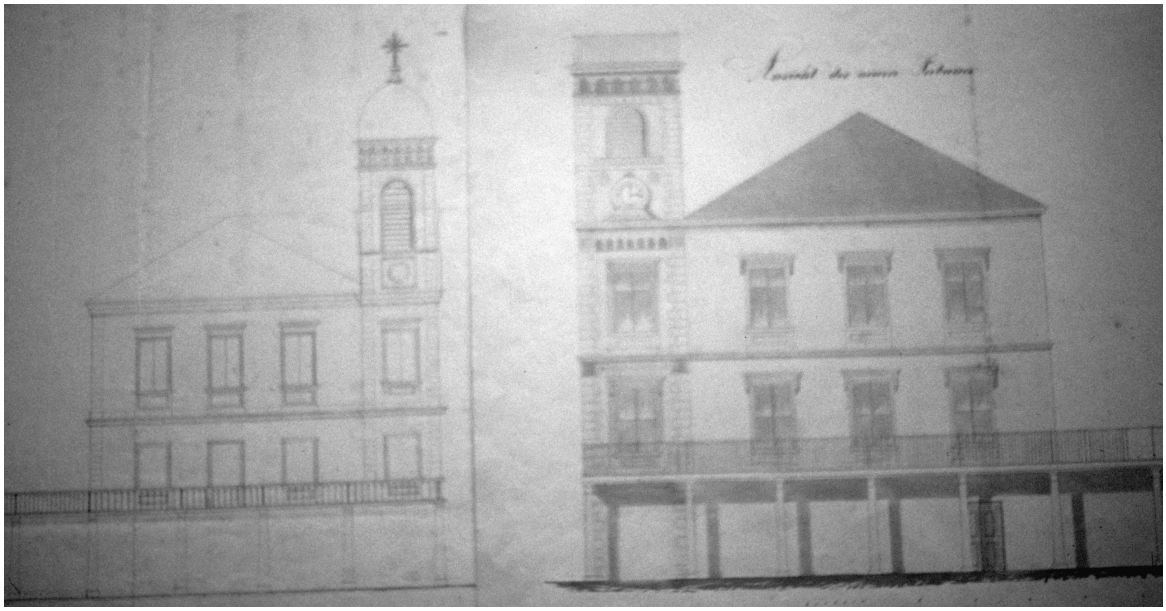

Abbildung 41: Varianten Breitseite des Paralleltrakts (Archiv Kolleg Kalksburg)

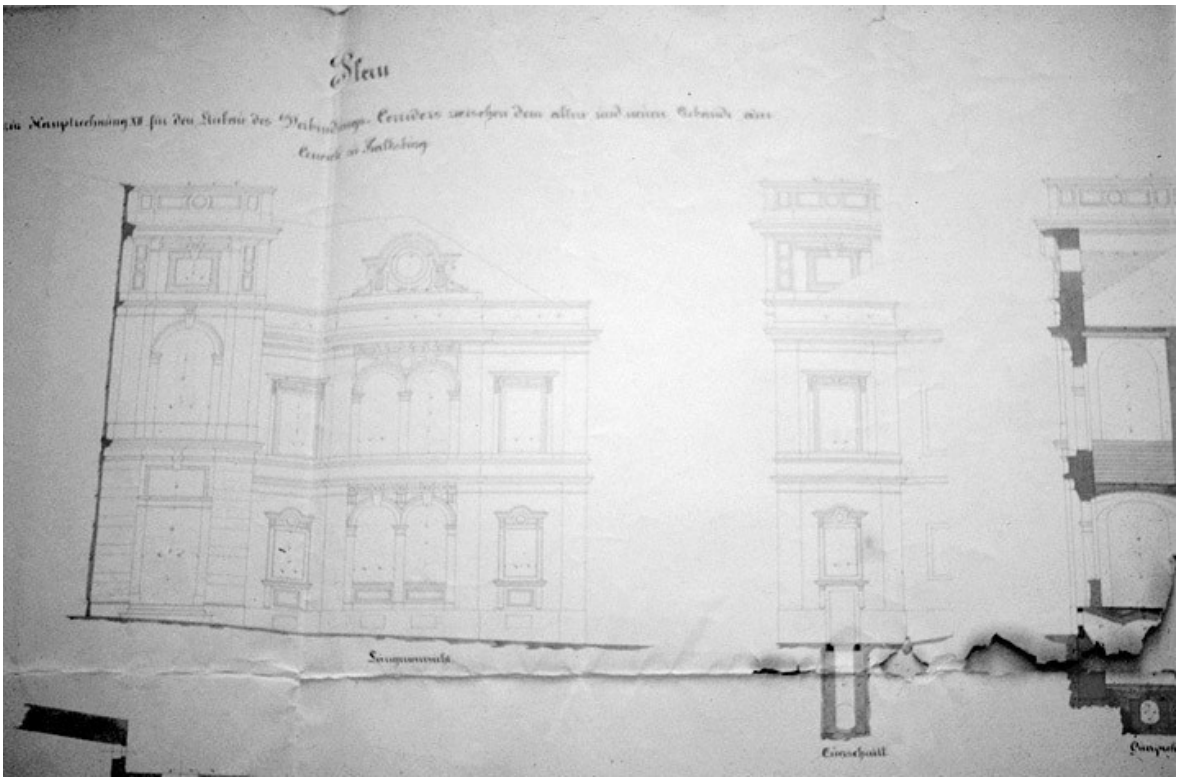

Abbildung 42: Plan Fassade Breitseite des Paralleltrakts (Archiv Kolleg Kalksburg)

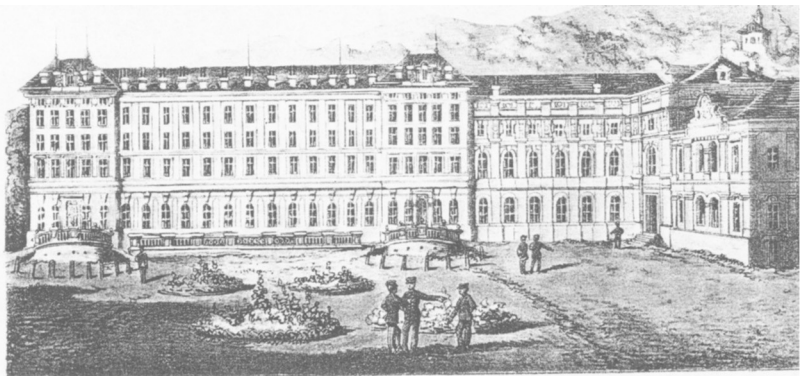

Abbildung 43: Großer Konviktbau, aufgestocker Kapellenbau, Breitseite des Paralleltrakts, 1860 (Archiv Kolleg Kalksburg)

Abbildung 44: Kollegium, vor 1895, Photographie (Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906)

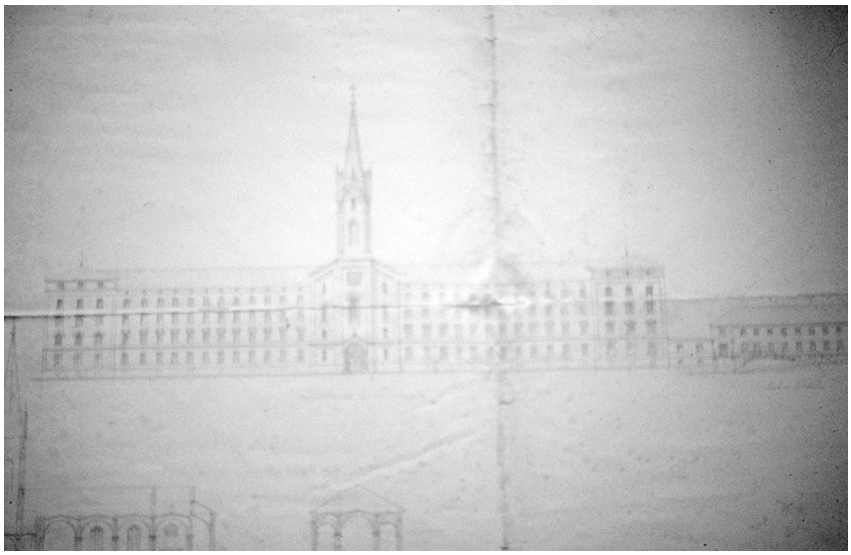

Abbildung 45: Plan zur Erweiterung des Kollegs, Frontansicht, Ferdinand Flohr, 1857 (Archiv Kolleg Kalksburg)

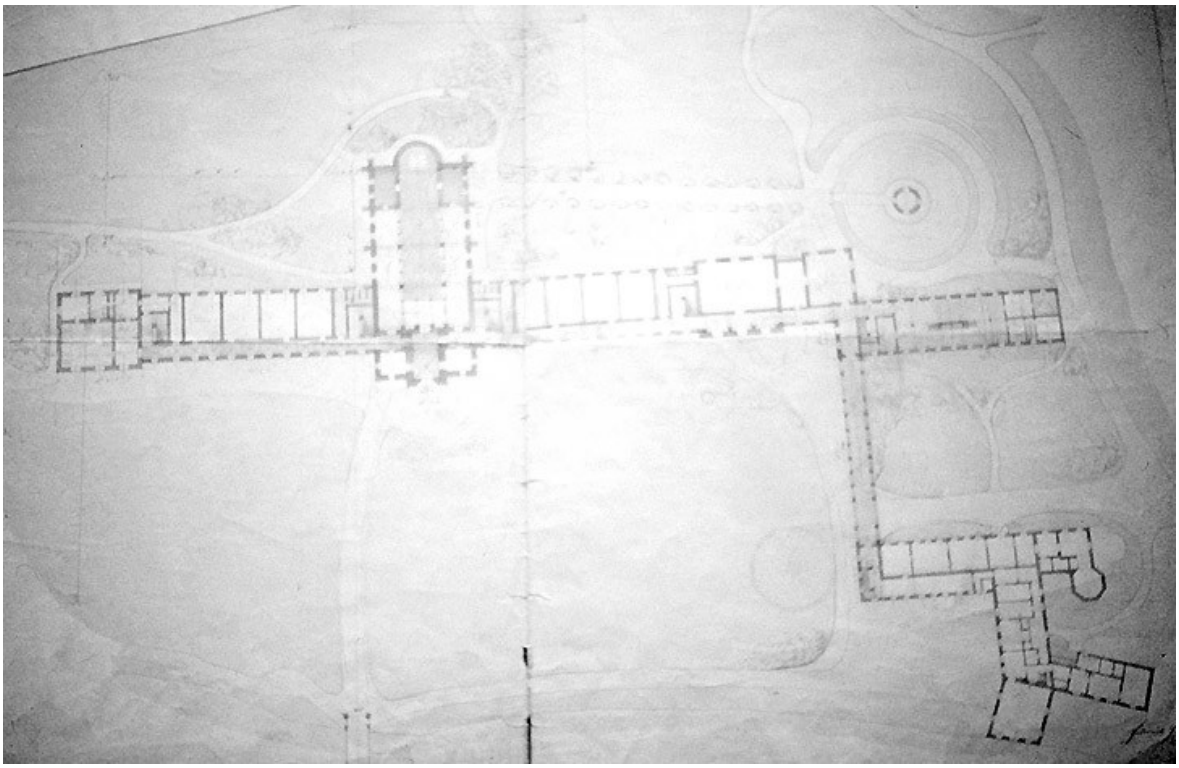

Abbildung 46: Plan zur Erweiterung des Kollegs, Grundriß, F.Flohr, 1857 (Archiv Kolleg Kalksburg)

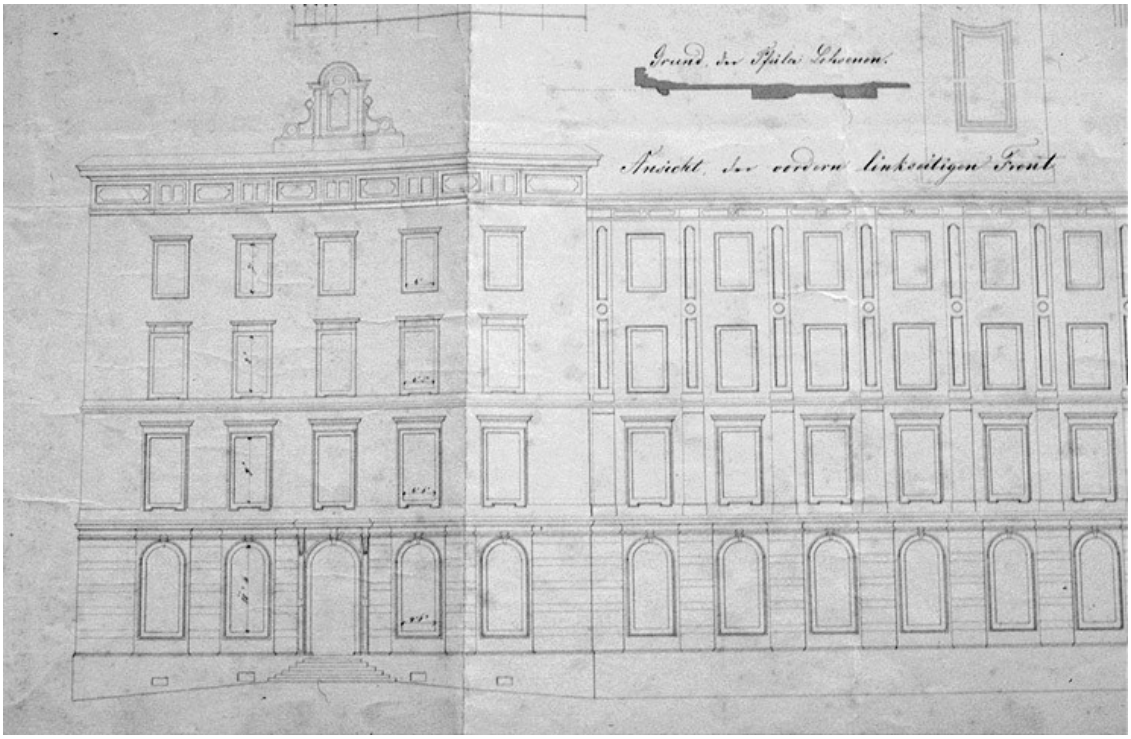

Abbildung 47: Plan großer Konviktbau, Detailansicht (Archiv kolleg Kalksburg)

Abbildung 48: Frontansicht großer Konviktbau, Jordan-Trakt (photographiert vor Ort)

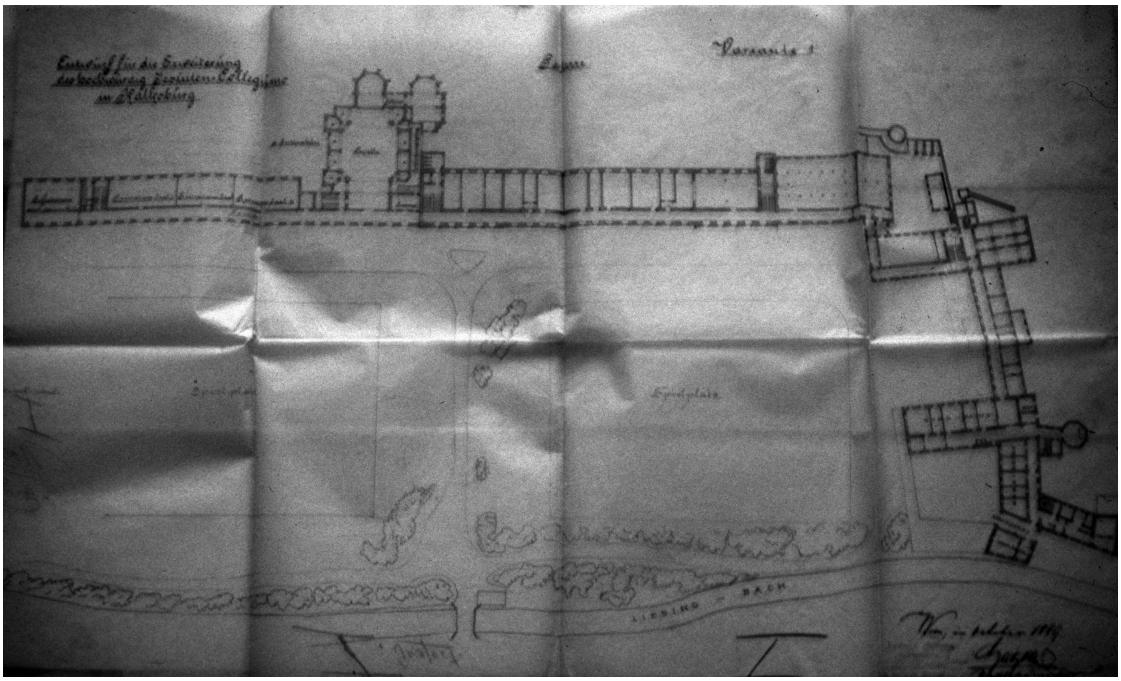

Abbildung 49: Variante Kollegserweiterung, Ludwig Zatzka, o.D. (Archiv Kolleg Kalksburg)

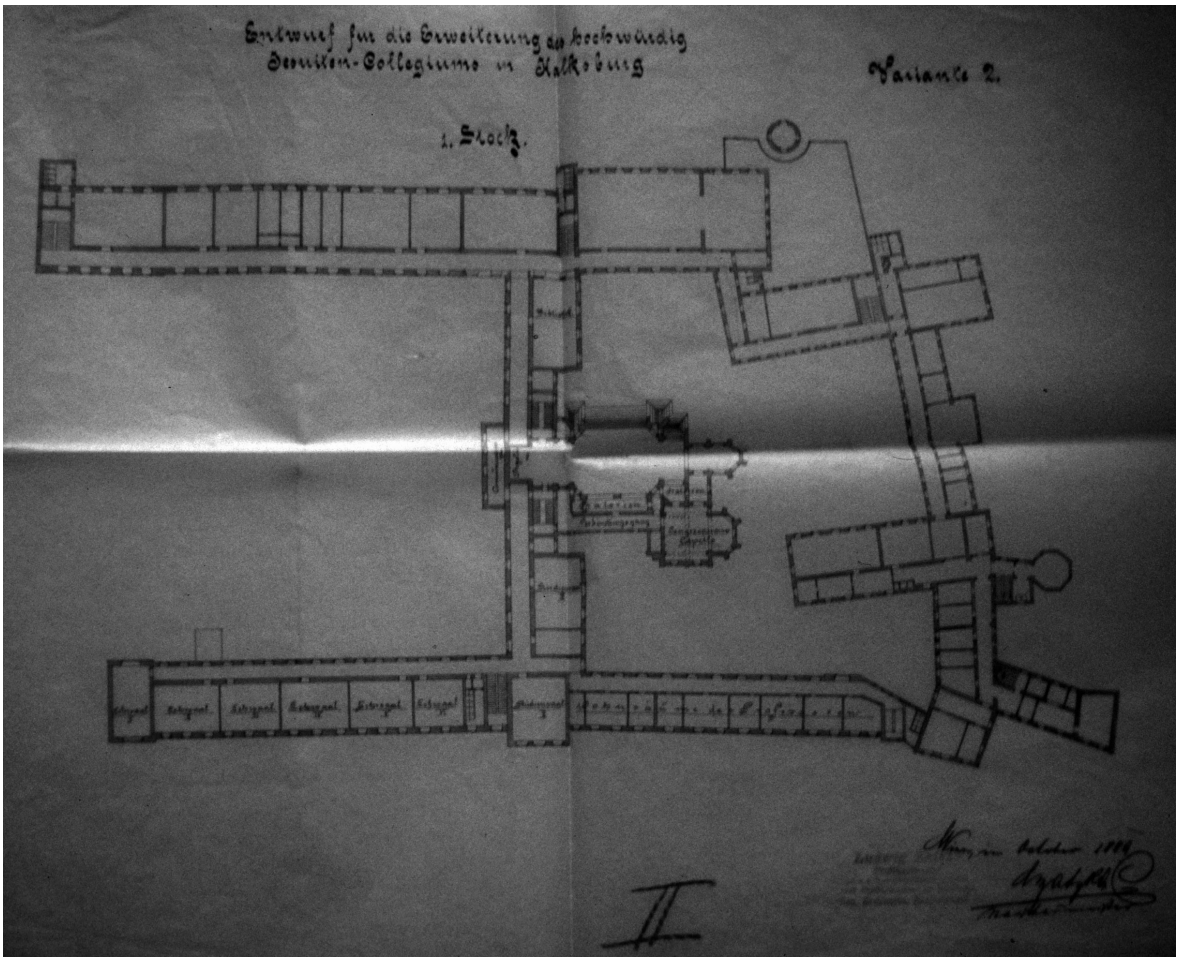

Abbildung 50: Variante Kollegserweiterung, L. Zatzka, o.D. (Archiv Kolleg Kalksburg)

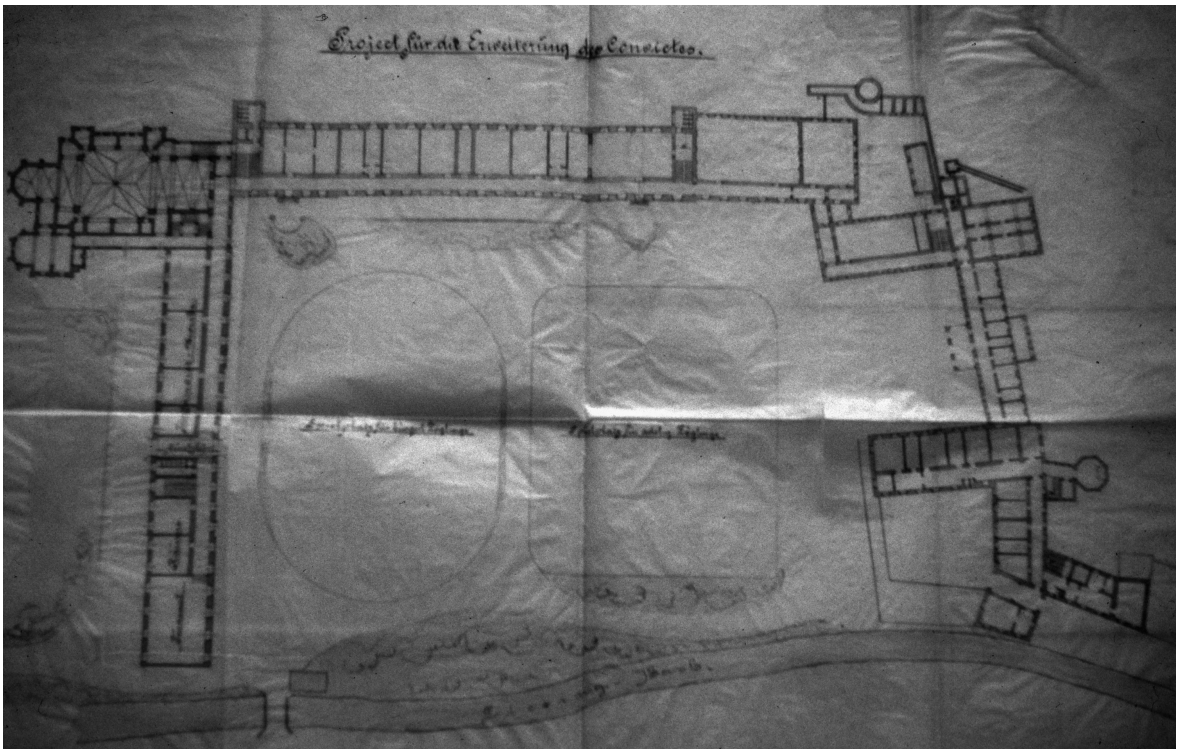

Abbildung 51: Variante Kollegserweiterung, L. Zatzka, 1889 (Archiv Kollegs Kalksburg)

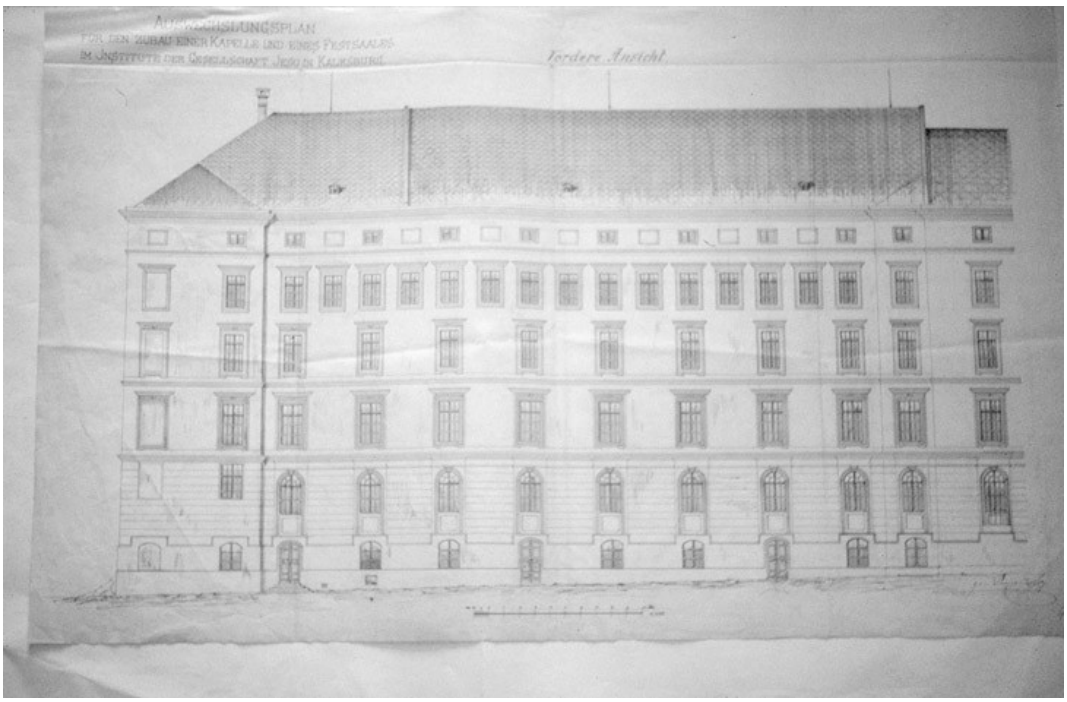

Abbildung 52: Plan Jordan-Trakt, Frontansicht, Richard Jordan (Archiv Kolleg Kalksburg)

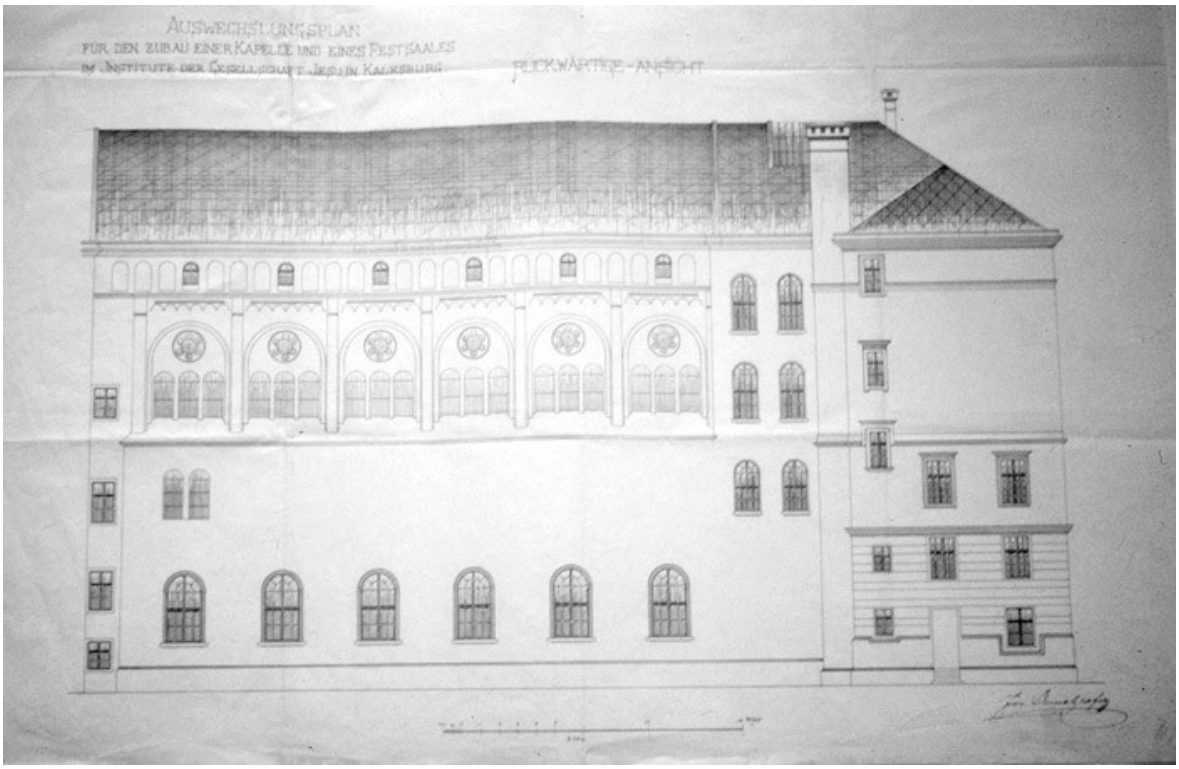

Abbildung 53: Plan Jordan-Trakt, Rückseite, Richard Jordan (Archiv Kolleg Kalksburg)

Abbildung 54: Jordan-Trakt, Konviktskapelle, Blick zum Altar (photographiert vor Ort)

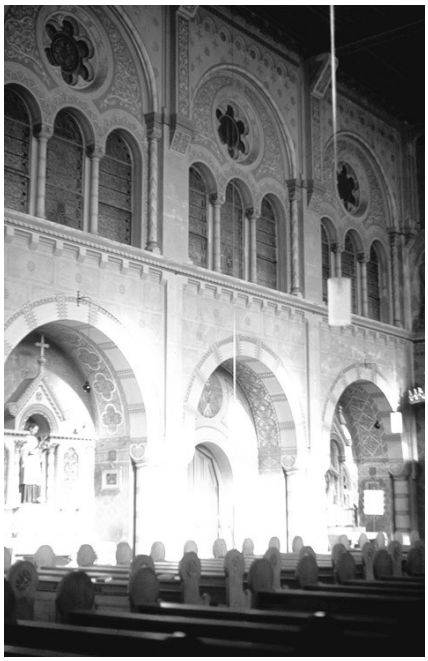

Abbildung 55: Jordan-Trakt, Konviktskapelle, Seitenwand gegen Norden (photographiert vor Ort)

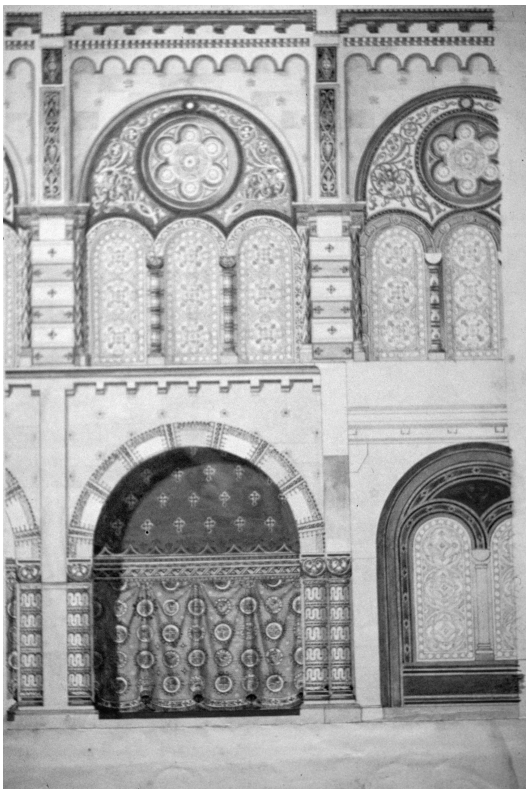

Abbildung 56: Entwurf Dekorationsmalerei für Konviktskapelle (Archiv Kolleg Kalksburg)

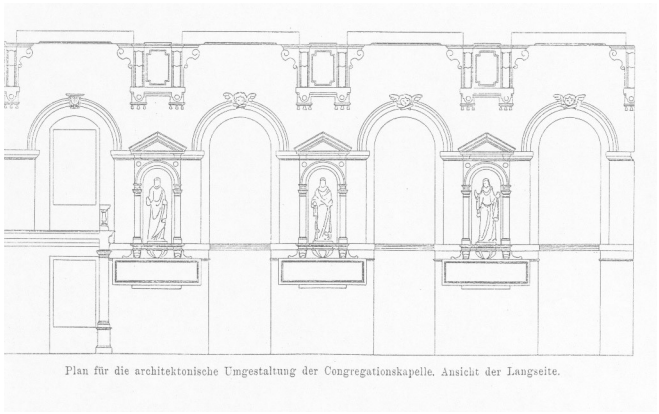

Abbildung 57: Plan Kongregationskapelle, R.Jordan, 1899 (J.B. Wimmer SJ, Die große Kongregation in Schulden, in: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Wien 1899)

Abbildung 58: Jordan-Trakt, Kongregationskapelle (Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis Kalksburg, Wien 1906)

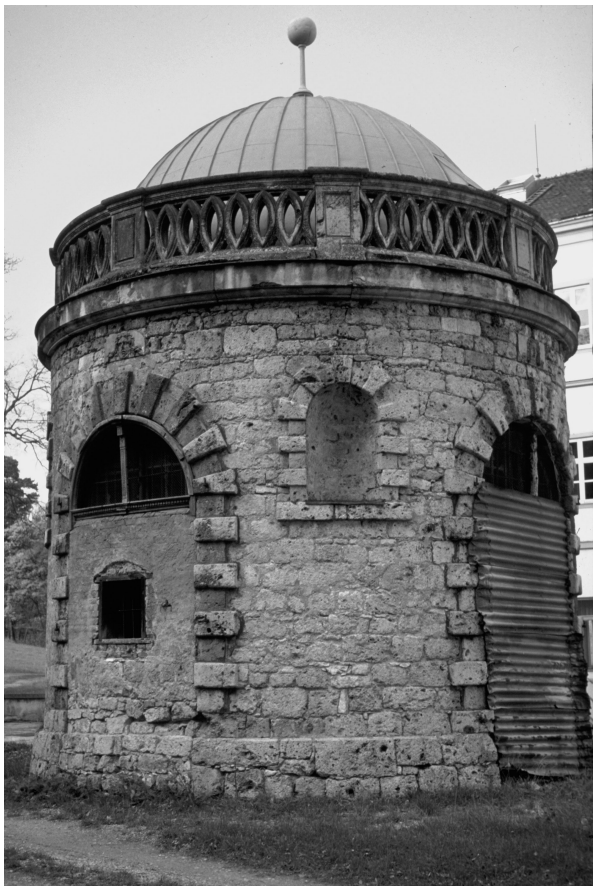

Abbildung 59: Park, Monumentum, Thomas de Thomon, 1790 (photographiert vor Ort)

Abbildung 60: Park, Steinhaus, 1786 (Walter Krause, Baukunst, in: Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich – 19. Jahrhundert, Wien 2002)

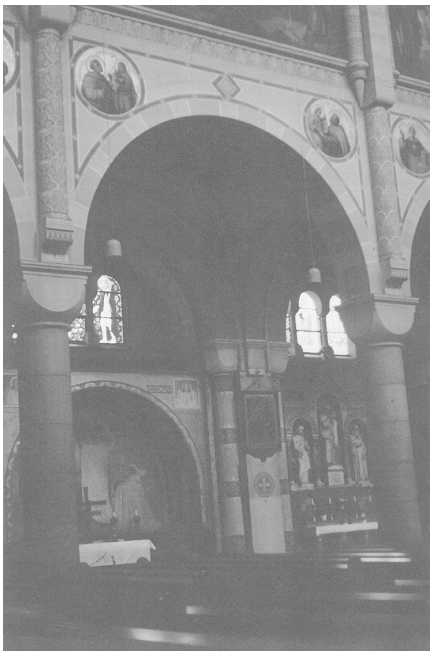

Abbildung 61: Klosterkirche der unbeschuhten Karmeliter, Innenraumdetail, Silbergasse Wien, Richard Jordan, 1876-79 (photographiert vor Ort)

Abbildung 62: Kolster Zur dreimal wundertätigen Muttergottes, Frontfassade, Jaquingasse, Wien, Richard Jordan, 1890-91 (photographiert vor Ort)

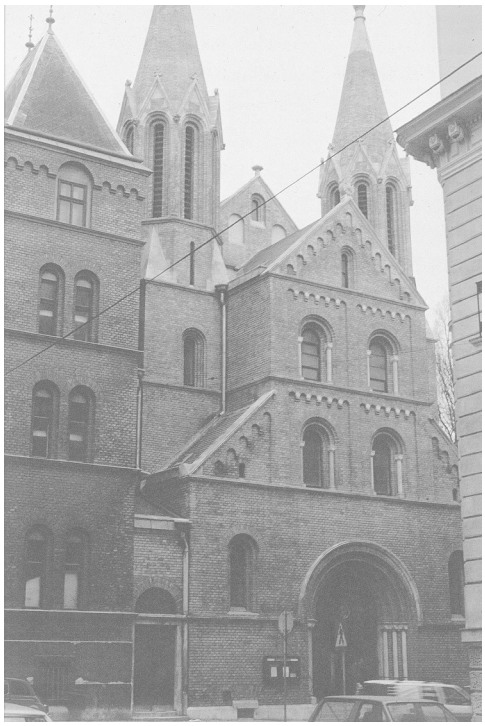

Abbildung 63: Klosterkirche, Frontansicht, Jaquingasse, R.Jordan, 1890-91 (photographiert vor Ort)

FELDKIRCH

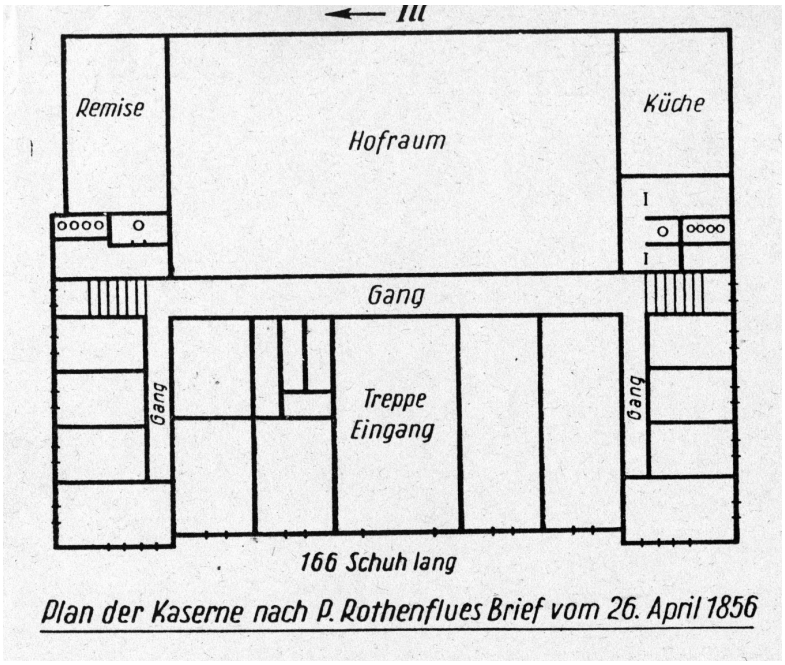

Abbildung 64: Grundrißskizze St. Leonhardskaserne, 1852/56 (Josef Künz SJ, 100 Jahre Stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956)

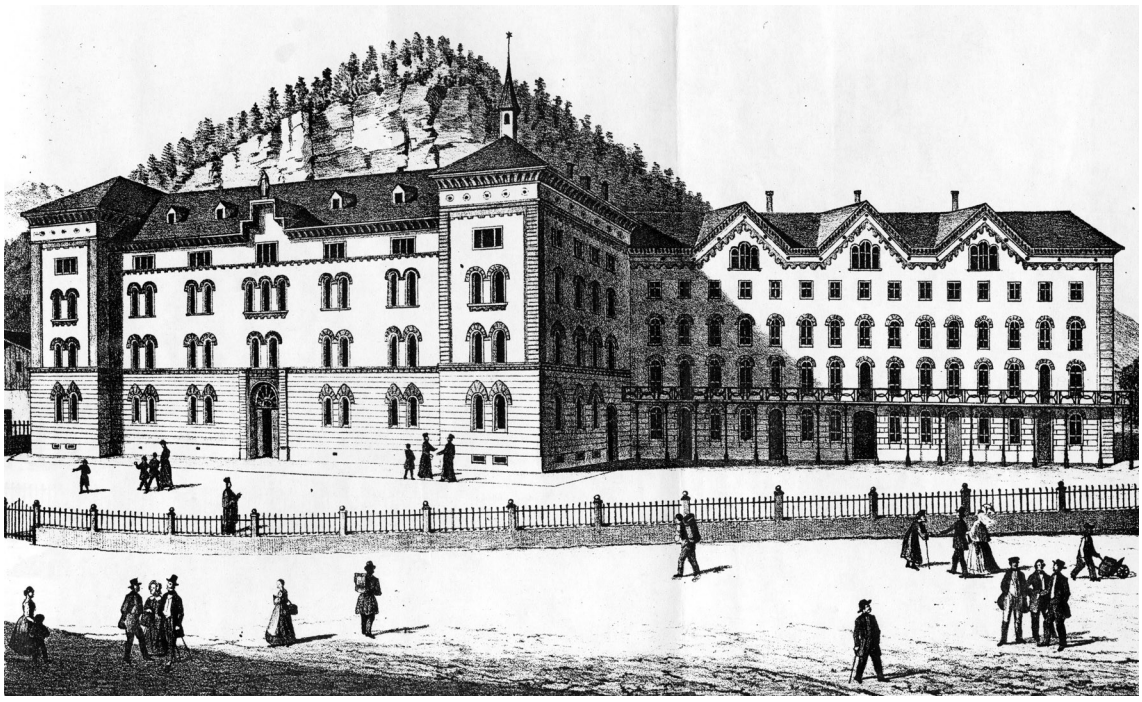

Abbildung 65: Kollegium, 1858 (Archiv der Stadt Feldkirch)

Abbildung 66: Kollegium, Gesamtansicht, nach 1913 (75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

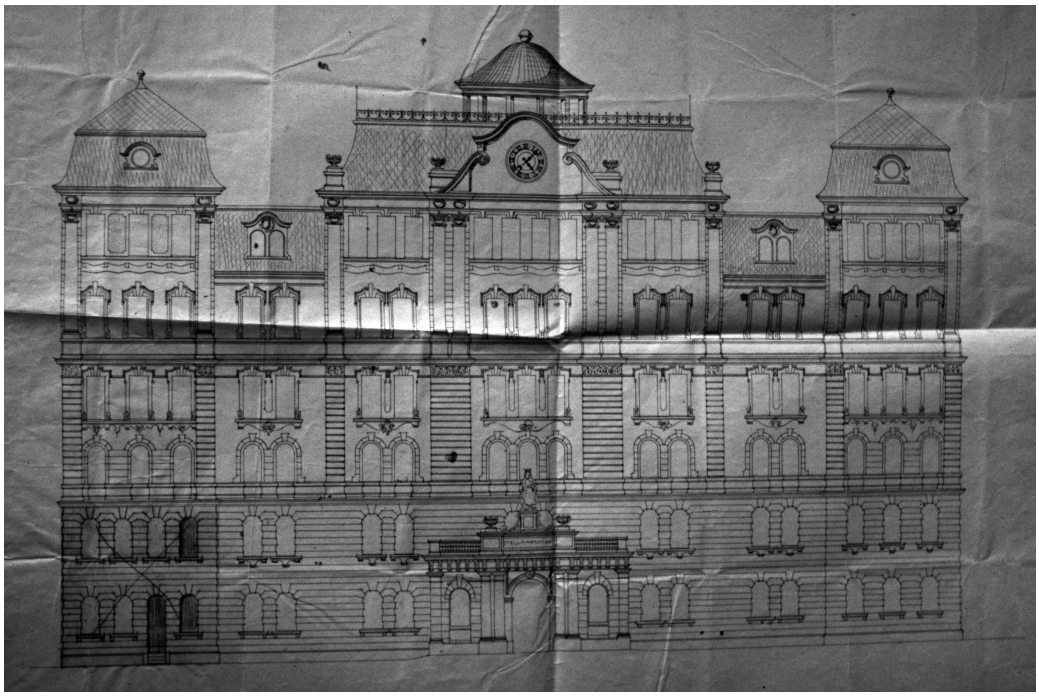

Abbildung 67: Kasernentrakt, Fassade, 1912 (Ordensarchiv Oberrheinisches Provinzialat Köln)

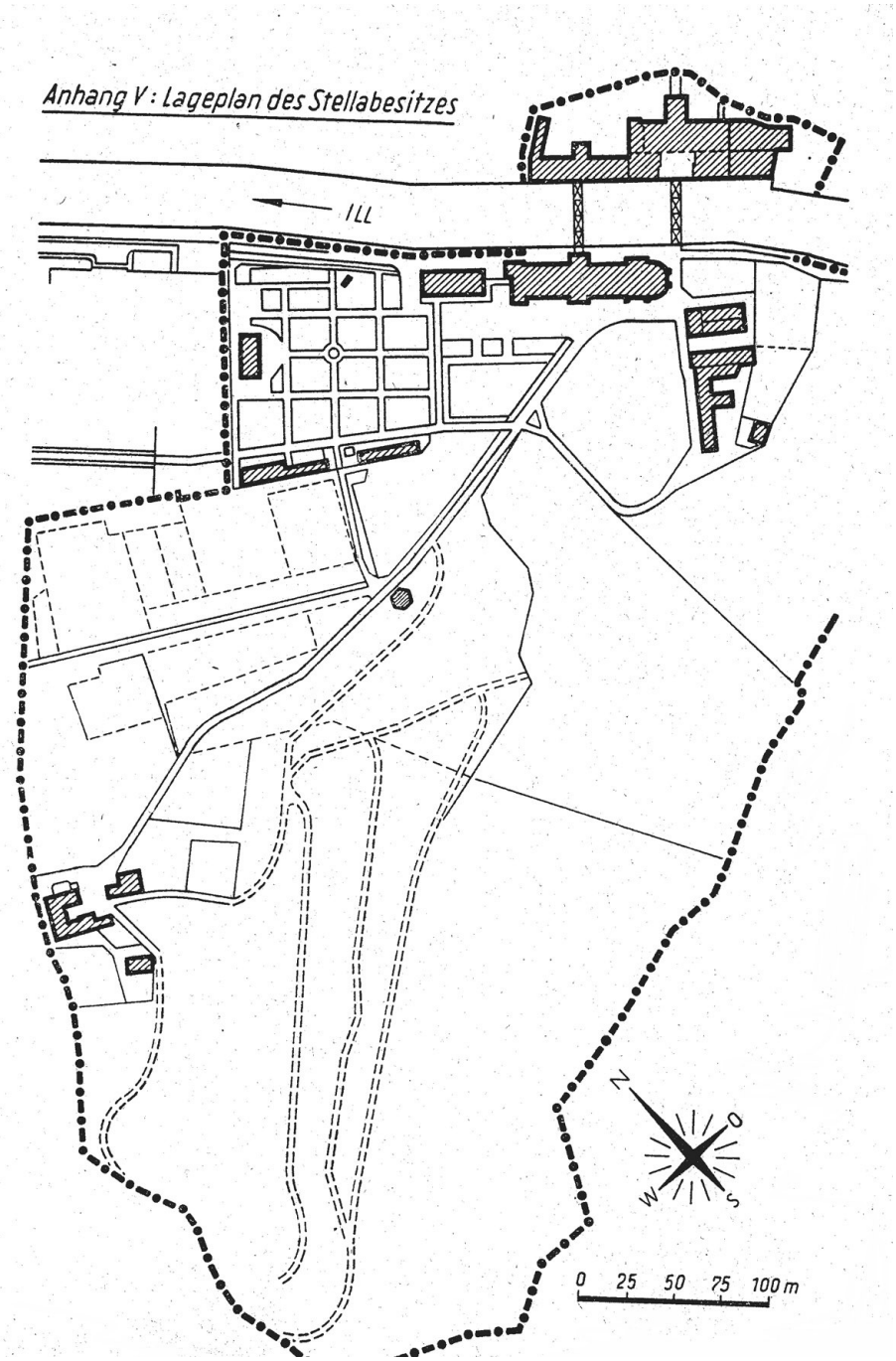

Abbildung 68: Lageplan Kollegium samt Liegenschat (Josef Künz, 100 Jahre Stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956)

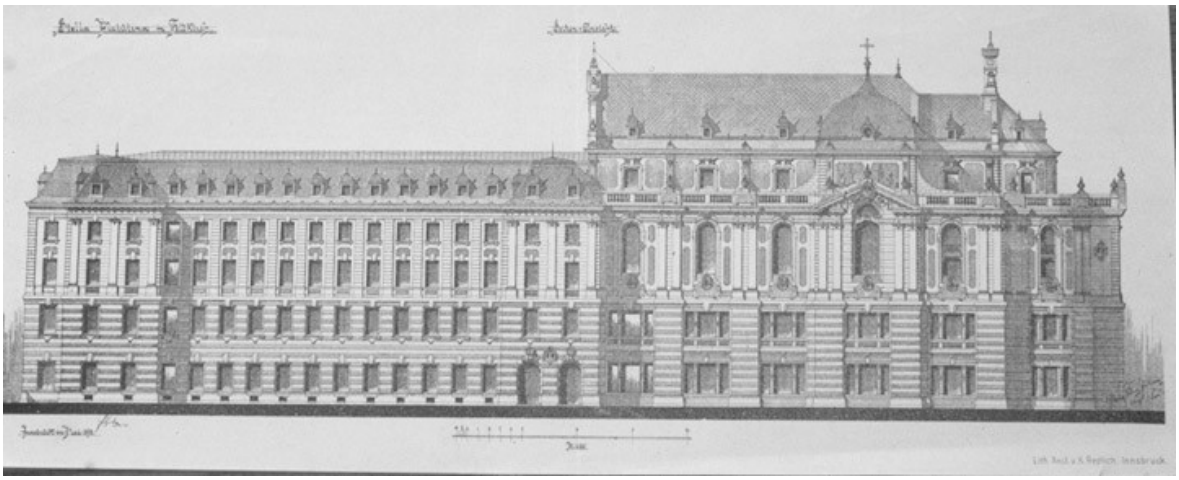

Abbildung 69: Plan Neubau, Peter Huter, um 1898 (Ordensarchiv Oberrheinisches Provinzialat Köln)

Abbildung 70: Neubau, Fassade, Klassentrakt, Risalit, Querhausarm (photographiert vor Ort)

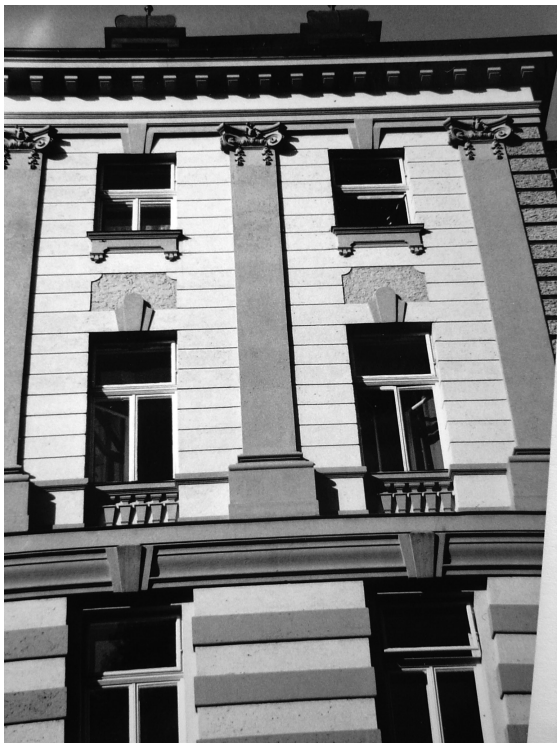

Abbildung 71: Neubau, Fassade, Risalit, Stiegenhaus (photographiert vor Ort)

Abbildung 72: Neubau, Fassade, Konviktslapelle, Detail (photographiert vor Ort)

Abbildung 73: Neubau, Fassade Stirnseite (photographiert vor Ort)

Abbildung 74: Neubau, Konviktskapelle, Blick zum Altar, um 1930 (75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

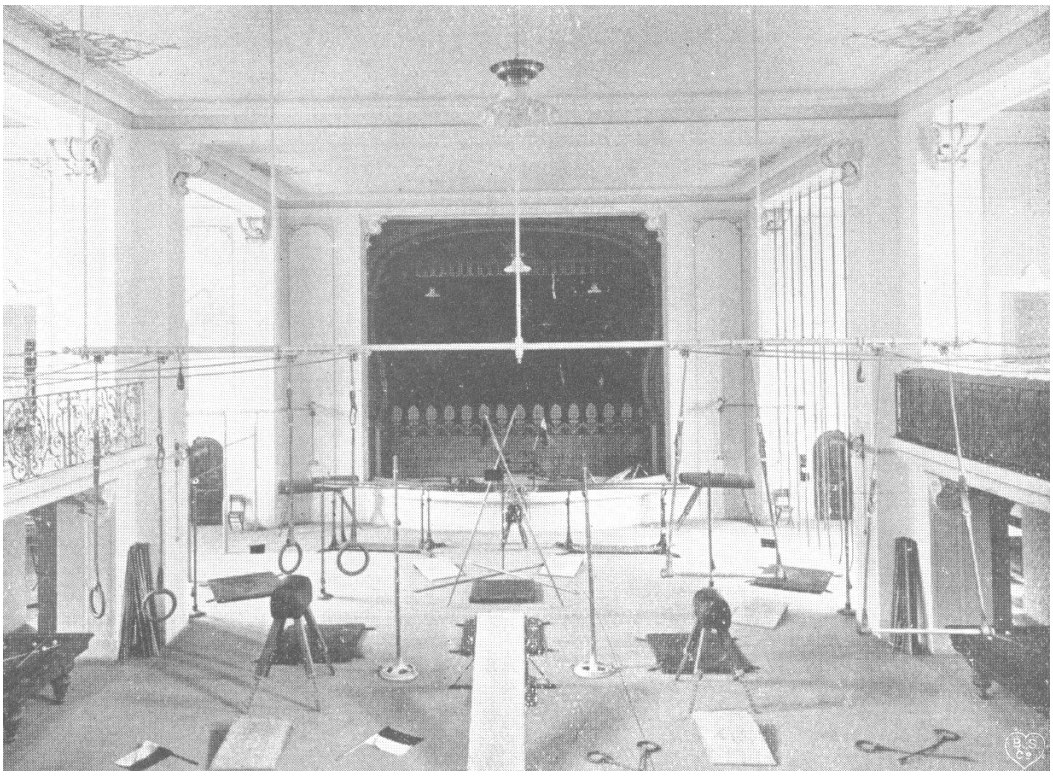

Abbildung 75: Neubau, Turn- und Theatersaal, um 1930 (75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

Abbildung 76: Kollegium Saint Michel Fribourg, Schweiz, Kollegskirche, Franz W. Rabaliatti, 1756 – 1771 (Les Monuments D´Art et D´Histoire du Canton De Fribourg, Bale 1959)

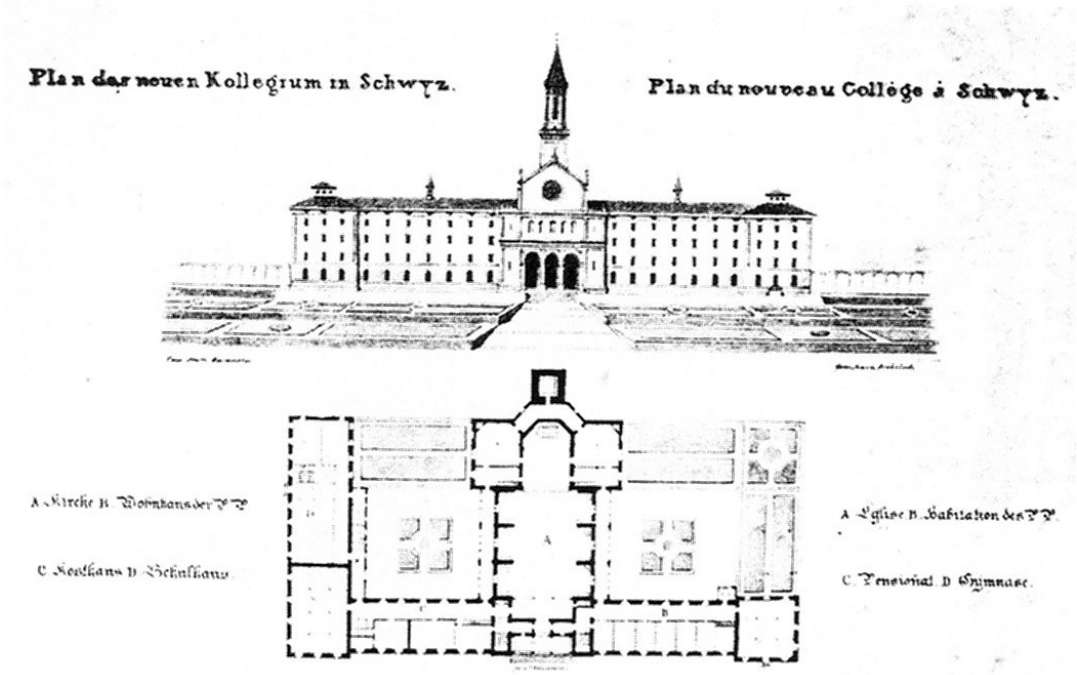

Abbildung 77: Plan zum Bau des Kollegs Maria Hülf in Schwyz, Schweiz, Caspar Josef Jeuch, 1840 (Das kollegium Maria Hülf in Schwyz. Ein geschichtlicher Rückblick zur Feier des Jubiläums seines fünfzigjährigen Bestehens 1856-1906)

Abbildung 78: Kollegium Maria Hülf Schwyz, Schweiz, Kollegskirche, D. Sardi, nach 1840 (Das Kollegium Maria Hülf in Schwyz. Ein geschichtlicher Rückblick)

Abbildung 79: Innsbruck, Privathaus, Bürgerstraße, Peter Huter, 1885 (photographiert vor Ort)

Abbildung 80: Innsbruck, sog. Haus Völk, Maximilianstraße, Peter Huter, 1897 (photographiert vor Ort)

Abbildung 81: Innsbruck, Kloster und Kirche der Redemptoristen Herz-Jesu, Peter Huter, 1896/97 (photographiert vor Ort)

Abbildung 82: Innsbruck, Klosterkirche Herz-Jesu, Innenraum, Detail, P.Huter, 1896/97 (photographiert vor Ort)

Abbildung 83: Gasthaus „Zum Ochsen", Baden Schweiz, Frontansicht, C.J.Jeuch, 1845 (A. Hoegger, Aarau und Baden, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz im Kanton Aarau, Bd. VI, Basel 1976)

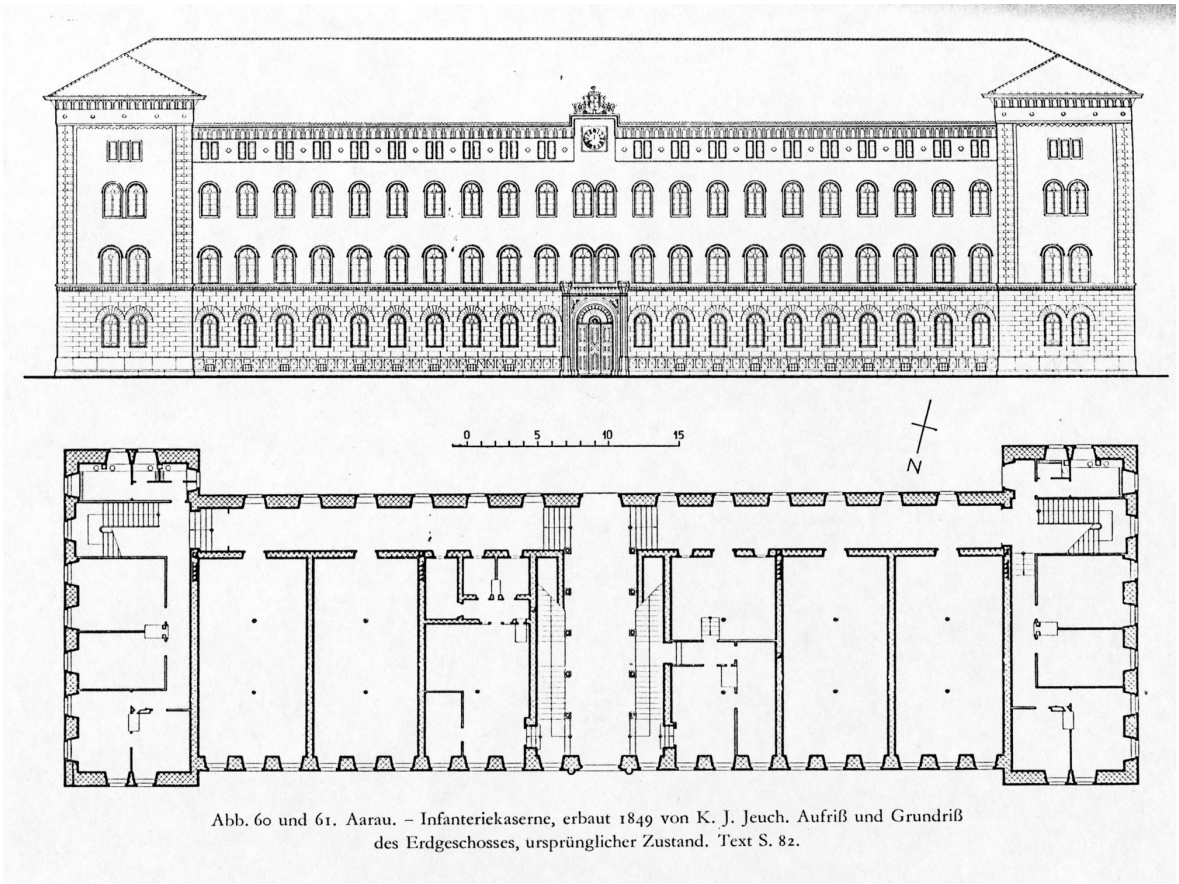

Abb. 60 und 61. Aarau. – Infanteriekaserne, erbaut 1849 von K. J. Jeuch. Aufriß und Grundriß des Erdgeschosses, ursprünglicher Zustand. Text S. 82.

Abbildung 84: Infanteriekaserne in Aarau, Schweiz, Aufriß, Grundriß, C.J. Jeuch, 1849 (Michael Stettler, Die Infanteriekaserne in Aarau, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Die Kunstdenkmäler des Kanton Aarau, Bd. I, Basel 1948)

Anhang

LITERATURVERZEICHNIS

AUBERT Roger, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, Kirche in der Gegenwart, Die Kirche zwischen Revolution und Restaauration, Das Erwachen der katholischen Lebenskraft, 12. Kapitel, Die Wiedergeburt der alten Orden und das Aufblühen der Kongregationen, Freiburg, Basel, Wien 1971

derselbe, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, Kirche ind er Gegewart, Die Fortführung der katholischen Erneuerung in Europa, 22. Kapitel, Die Fortschritte des Ultramintanismus und das Wachstum der internationalen Orden, Freiburg, Basel, Wien 1971

ANONYM, Die Baufiram Huter und Söhne, in: die Alpenstadt Innsbruck o.D.

Freinberger Stimmen, 52. Jg./1982

Freinberger Stimmen, 53. Jg./1983

Historische Skizze des bischöflichen Knaben-Seminars auf dem Freinberg bei Linz und General-Schematismus 1851-1897, Linz 1897

Neue Tiroler Stimmen, Nr. 70, Hg. XLX, Montag 27.3.1905

Les Monuments D´Art et D´Histoire du Canton De Frbourg, Bale 1959

ÖKT, Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Bd. XXXVIII, Teil 1

Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis

Kalksburg, Wien 1906

Kalksburger Korrespondenz, Nr. 199, Jg. Mai1981

Kalksburger Korrespondenz, Nr. 23, Jg. November 1897

Kalksburger Korrespondenz, Nr. 25, Jg. November 1898

Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Jg. November 1899

Kalksburger Korrespondenz, Nr. 28, Jg. Juni 1900

Mitteilungen aus den Deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu, 2. Band, (1900-1902) Roermond 1902

Korrespondenz des Priestervereins, Folge 3, 1881, Nr. 17, Innsbruck 1881

Korrespondenz des Priestervereins, Folge 4, 1883, Nr. 1, Innsbruck 1883

Korrespondenz des Priestervereins, Folge 4, 1884, Nr. 4, Innsbruck 1884

Korrespondenz des Priestervereins, Folge 5, 1889, Nr. 4, Innsbruck 1889

BOHDANOWIC Z Franz, Hundert Jahre Jesuitenkollegium am Freinberg, in: Jahrbuch der Stadt Linz, Linz 1937

BÖSEL Richard, Jesuitenarchitektur in Italein 1540-1173,Die Baudenkmäler der römischen und der neapolitanischen Ordensprovinz, Teil 1, Wien 1986

BRAUN SJ Josef, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Freiburg 1908

BRAUNFELS Wolfgang, Abendändische Klosterbaukunst, Köln 1969

BRAUNSTÜBNER Ernst, Klosterkirchen im Mittelalter – Baukunst der Reformklöster, München 1985

BUCHINGER Günther, Das Kalksburger Monument – Ein Werk des Revolutionsklassizismus in Wien, in: Österreichische Zeitschrift für Kulturdenkmal, So. Heft 3, Wien 1996

BUTTLAR Adrian von, Der Landschaftsgarten, Köln 1989

CORETH SJ Emerich, Das Kollegium Innsbruck – Grundzüge seiner Geschichte, Sonderdruck der Zeitschrift für katholische Theologie, Bd. 113, Wien 1991

DAINVILLE de SJ François, La Légende du Style Jésuite, in: Etudes. Pères de la Companie des Jésus, Paris 1955

DUHR SJ Bernhard, Geschichte der Jesuiten in Ländern deutscher Zunge im 16. Jahhundert, Freiburg 1907

DVOŘÁK Max, Studien zur Kunstgeschichte, Leipzig, 1991

FABER Hans A., Das Herzogtum Modena und das Kaiserreich Österreich nach der Restauration 1821 bis 1860, Diss. Wien 1994/95

FELD Helmut, Ignatius von Loyola, Köln, 2004

FÜLÖP-MILLER René, Macht und Geheimnis der Jesuiten, München, 1960

GUERELLO Francesco, La Pedagogia della Compania de Gesù, Messina 1991

HAJÒS Géza, Romantische Gärten der Aufklärung – Englische Landschaftskultur des 18. Jahrhunderts in und um Wien, Wien 1989

HOEGGER A., Aarau und Baden, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Aarau, Bd. VI, Basel 1976

HOFMANN SJ Michael, Das Nikolaihaus einst und jetzt, Innsbuck 1908

HOLTZ OFM Leonard, Geschichte des christlichen Ordenslebens, Düsseldorf, 2001

KASTNER Dietmut, Erzherzog Maximilian und sein Kreis, Diss. Wien 1964

KELLE Johann, Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, Prag 1873

KÖNIG SJ Leo, Denkmäler der galizisch-österreichisch-ungarischen Provinz der Gesellschaft Jesu, Bd. 1-4, Wien 1926

KORTZ Paul, Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts – Ein Führer in technischer und künstlerischer Richtung, Wien, 1906

KÜNZ SJ Josef, 100 Jahre stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956

KRAUSE Walter, Baukunst, in: Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich – 19. Jahrhundert, Bd. 5, München 2002

MARCUSE Ludwig, Ignatius von Loyola – Ein Soldat der Kirche, Zürich 1973

MISSONG Alfred, Heiliges Wien, Wien 1933

MOY Johannes, Schloß Anif und die Neugotik, in: Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, VII, Wien, 1954

MURPHY Bartholomew J., Der Wiederaufbau der Gesellschaft Jesu in Deutschland im 19. Jahrhundert – Jesuiten in Deutschland, 1849-1872, Frankfurt 1985

NEUMANN Erwin, Friedrich von Schmidt – Ein Beitrag zu einer Monographie und zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Wien, 1952

NISING Horst, „...in keiner Weise prächtig“ - Die Jesuitenkollegien der süddeutschen Provinz des Ordens und ihre städtebauliche Lage im 16. - 18- Jahrhundert, Petersberg, 2004

PANOFSKY Erwin, Idea, Berlin, 1975

PAOLINO Francesca, Architettura religiose a Messina e nel suo Territorio Frau Controriforma e Tradorinaciamento, Messina 1995

PIERLING SJ Jakob, Gedenkblätter aus der österreichisch- ungarischen Provinz der Gesellschaft Jesu, Kalksburg 1901

PIRRI SJ P., Giovanni Tristano e i Primordi della architettura gesuitica, in: Institutum Historicum SJ, 8, Roma 1955

PLONGERON Bernard, Geschichte des Christentums, Bd. 10, Aufklärung, Revolution, Restauration (1750 – 1830), Die Konfrontation zwischen Kirche und Moderne, Über den „Fanatismus“ des katholischen Europa, Freiburg i.Br. 2000

PROKISCH Bernhard, Kirche und Turmkloster der Jesuiten auf dem Freinberg bei Linz, Wien 1979

derselbe: Kirche und Turmkloster der Jesuiten auf demFreinberg bei Linz, in: Jahrbuch der Stadt Linz, Linz 1980

RAHNER SJ Hugo, Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe, Wien, 1964

REDER Fritz, Die Geschichte des Freinbergs, I. Teil, Von der Kollegsgründung 1837 -1912, in: Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./ 1987

RÜCKBORD Konrad, Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp, Darmstadt 1977

SCHMID Karin, Sakralbauten des Historismus in Innsbruck, Diss. Innsbruck 1986

SCHMÖLZ OB Franz-Martin, Verfassungstheorie bei Thomas von Aquin und moderner Politik, in: Religion, Wissenschaft, Kultur. Vierteljahresschrift der Wiener Katholischen Akademie, 15. Jg., Folge III-IV, 1964

SCHNEIDER Brigitte, Jesuitenkirche und ehemaliges Kolleg, in: ÖKT, Bd. LII, Teil 1, Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Wien 1955

SCHNERICH Alfred, Wiens Kirchen und Kapellen, Wien 1921

SIMON Ingrid, Vom Aussehen der Gedanken – Heinz Gappmayr und die konzeptuelle Kunst, Klagenfurt, 1995

STANGL Martin, Richard Jordan: Sakralbauten, Diplomarbeit (ungedruckt), Wien 1999

STEINER Ulrike, Zur Architekturgeschichte des Historismus in Linz, in:ÖKT, Bd. 36,

STETTLER Michael, Die Infanteriekaserne, in. Kunstdenkmäler der Schweiz, Die Kunstdenkmäler des Kanton Aarau, Bd. I, Basel 1948

STÖGER SJ Johann N., Maximilian, Erzherzog von Österreich-Este, Hoch und Deutschmeister. Ein Lebensbild, Wien 1865

STROBEL SJ Ferdinand, Sakra Helvetia, Bern 1976

TIETZE Hans, Wiener Gotik im 18. Jahrhundert, in: Kunstgeschichtliches Jahrbuch der kk Zentralkommission, Wien 1909

TRAGATSCHNIG Ulrich, Konzeptuelle Kunst, Berlin 1998

ULMER Andreas, Die Stella Matutina in Feldkirrch 1856-1931, in: 75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931

WAGNER-RIEGER, Die Maximilianischen Türme von Linz als Architekturdenkmal, in: Kunstjahrbuch der Stadt Linz, Linz 1963

dieselbe, Der Historismus in der Wiener Architektur des 19. Jahrhunderts, in: Internationaler Kongreß für Kunstgeschichte in Bonn, 1964

dieselbse, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970

dieselbe, Romantik und Historismus, in: Historismus und Schloßbau, München 1975

WIMMER SJ Johann B., Die große Kongregation in Schulden, in: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Jg. November 1899

WODITSCHKA Herbert, Zur Geschichte des Jesuitenkollegs, in: Amtsblatt der Landeshauptstadt Innsbruck, Nr.12 Dezember, Innsbruck 1985

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1: Jesuitenkollegium, Messina, 1548
(F.Paolino, Architettura religiosa a Messina, Messina, 1995)

Abb. 2: Jesuitenkollegium, Messina, Innenhof

Abb. 3: Kollegium, 1837
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abb. 4: Probeturm, 1828
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abb. 5: Turmkloster
(photographiert vor Ort)

Abb. 6: Kirche zum Hl Maximilian, Vorderansicht
(photographiert vor Ort)

Abb. 7: Kirche mit Verbindungsgang, Rückansicht
(Freinberger Stimmen, Festschrift 57. Jg./1987)

Abb. 8: Kirche, Blick zum Altar
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

Abb. 9: rechte Setienwand
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abb. 10: linke Seitenwand
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abb. 11: Block zur Orgelempore
Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

Abb. 12: Seminargebäude, Längsschnitt; Situationsplan der gesamten Anlage
(Baupolizei des Bauamtes der Stadt Linz)

Abb. 13: Seminargebäude, Rückseite; Grundriß EG, 1.OG
(Baupolizei des Bauamtes der Stadt Linz)

Abb. 14: Seminargebäude, Frontseite, Mittelteil
(photographiert vor Ort)

Abb. 15: Kollegium, 1853
(Jahrbuch der Stad Linz 1937, Linz 1938)

Abb. 16: Seminargebäude, Plan von 1913
Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987)

Abb. 17: Seminargebäude, Trumkloster mit Verbindungsgang, Plan vin 1913
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

Abb. 18: Seminargebäude, Grundriß EG, 1.OG.
(Freinberger Stimmen, Festschrift, 57. Jg./1987)

Abb. 19: Universitätsstraße – Sillgasse, Situationsplan, 1884
(Emerich Coreth SJ, Das Jeuitenkolleg Innsbruck, Wien 1991)

Abb.20: Sillgasse, Nikolaihaus, 19. Jh.
(Festschrift zu Hundertjarfeier des Theologischen Konvikts Innsbruck 1858-1958, Innsbruck 1958)

Abb. 21: Konviktskapelle im Hof des Kollegs, nach 1868
(Michael Hofmann SJ, Das Nikolaihaus)

Abb. 22: Gesamtansicht des Kollegs, um 1900
(Korrespondenz des Priestervereins, 1905, Heft 1)

Abb. 23: Sillgasse, Nikolaihaus
(photographiert vor Ort)

Abb. 24: Sillgasse, Canisiushaus
(photographiert vor Ort)

Abb. 25: Sillgasse, Erhard-, Höß- und Danner-Haus
(photographiert vor Ort)

Abb. 26: Museumsstraße, Aloisiushaus
(photographiert vor Ort)

Abb. 27: Situationsplan, 1856
(Anonymus, Der Garten des Herrn Godeffroy in Kalksburg, in: Kalksburger Korrespondenz, 121. Folge, XLVII/2 Jg., Juni 1932)

Abb. 28: Kollegium, 1856
(Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906)

Abb. 29:Kollegium 1857
(Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum, 1906)

Abb. 30: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 31: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 32: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 33: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 34: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 35: Variante Verbindungsgang
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 36: Plan Verbindungsgang mit 1.OG.
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 37: Verbindungstrakt
(photographiert vor Ort)

Abb. 38: Plan Kapellenbau und Paralleltrakt
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 39: Variante Kapellenbau
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 40: Fassade Kapellenbau und Breitseite des Paralleltrakts
(photographiert vor Ort)

Abb. 41: Varianten Breitseite des Paralleltrakts
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 42: Plan Fassade Breitseite des Paralleltrakts
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 43: großer Konviktbau, aufgestocker Kapellenbau, Breitseite des Paralleltrakts, 1860
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 44: Kollegium, vor 1895, Photographie
(Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906)

Abb. 45: Plan zur Erweiterung des Kollegs, Frontansicht, Ferdinand Flohr, 1857
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 46: Plan zur Erweiterung des Kollegs, Grundriß, F.Flohr, 1857
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 47: Plan großer Konviktbau, Detailansicht
(Archiv kolleg Kalksburg)
Abb. 48: Frontansicht großer Konviktbau, Jordan-Trakt
(photographiert vor Ort)

Abb. 49: Variante Kollegserweiterung, Ludwig Zatzka, o.D.
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 50: Variante Kollegserweiterung, L. Zatzka, o.D.
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 51: Variante Kollegserweiterung, L. Zatzka, 1889
(Archiv Kollegs Kalksburg)

Abb. 52: Plan Jordan-Trakt, Frontansicht, Richard Jordan
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 53: Paln Jordan-Trakt, Rückseite, Richard Jordan
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 54: Jordan-Trakt, Konviktskapelle, Blick zum Altar
(photographiert vor Ort)

Abb. 55: Jordan-Trakt, Konviktskapelle, Seitenwand gegen Norden
(photographiert vor Ort)

Abb. 56: Entwurf Dekorationsmalerei für Konviktskapelle
(Archiv Kolleg Kalksburg)

Abb. 57: Plan Kongregationskapelle, R.Jordan, 1899
(J.B. Wimmer SJ, Die große Kongregation in Schulden, in: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, Wien 1899)

Abb. 58: Jordan-Trakt, Kongregationskapelle
(Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis Kalksburg, Wien 1906)

Abb. 59: Park, Monumentum, Thomas de Thomon, 1790
(photographiert vor Ort)

Abb. 60: Park, Stienhaus, 1786
(Walter Krause, Baukunst, in: Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich – 19. Jahrhundert, Wien 2002)

Abb. 61: Klosterkirche der unbeschuhten Karmeliter, Innenraumdetail, Silbergasse

Wien, Richard Jordan, 1876-79
(photographiert vor Ort)

Abb. 62: Kolster Zur dreimal wundertätigen Muttergottes, Frontfassade, Jaqulingasse, Wien, Richard Jordan, 1890-91
(photographiert vor Ort)

Abb. 63: Klosterkirche, Frontansicht, Jaqulingase, R.Jordan, 1890-91
(photographiert vor Ort)

Abb. 64: Grundrißskizze St. Leonhardskaserne, 1852/56
(Josef Künz SJ, 100 Jahre Stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956)

Abb. 65: Kollegium, 1858
(Archiv der Stadt Feldkirch)

Abb. 66: Kollegium, Gesamtansicht, nach 1913
(75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

Abb. 67: Kasernentrakt, Fassade, 1912
(Ordensarchiv Oberrheinisches Provinzialat Köln)

Abb. 68: Lageplan Kollegium samt Liegenschat
(Josef Künz, 100 Jahre Stella Matutina 1856-1956, Bregenz 1956)

Abb. 69: Plan Neubau, Peter Huter, um 1898
(Ordensarchiv Oberrheinisches Provinzialat Köln)

Abb. 70: Neubau, Fassade, Klassentrakt, Risalit, Querhausarm
(photographiert vor Ort)

Abb. 71: Neubau, Fassade, Risalit, Stiegenhaus
(photographiert vor Ort)

Abb. 72: Neubau, Fassade, Konviktslapelle, Detail
(photographiert vor Ort)

Abb. 73: Neubau, Fassade Stirnseite
(photographiert vor Ort)

Abb. 74: Neubau, Konviktskapelle, Blick zum Altar, um 1930
(75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

Abb. 75: Neubau, Turn- und Theatersaal, um 1930
(75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931)

Abb. 76: Kollegium Saint Michel Fribourg, Schweiz, Kollegskirche, Franz W. Rabaliatti, 1756 – 1771
(Les Monuments D´Art et D´Histoire du Canton De Fribourg, Bale 1959)

Abb. 77: Plan zum Bau des Kollegs Maria Hülf in Schwyz, Schweiz, Caspar Josef Jeuch, 1840
(Das kollegium Maria Hülf in Schwyz. Ein geschichtlicher Rückblick zur Feier des Jubiläums seines fünfzigjährigen Bestehens 1856-1906)

Abb. 78: Kollegium Maria Hülf Schwyz, Schweiz, Kollegskirche, D. Sardi, nach 1840
(Das Kollegium Maria Hülf in Schwyz. Ein geschichtlicher Rückblick)

Abb. 79: Innsbruck, Privathaus, Bürgerstraße, Peter Huter, 1885
(photographiert vor Ort)

Abb. 80: Innsbruck, sog. Haus Völk, Maximilianstraße, Peter Huter, 1897
(photographiert vor Ort)

Abb. 81: Innsbruck, Kloster und Kirche der Redemptoristen Herz-Jesu, Peter Huter, 1896/97
(photographiert vor Ort)

Abb. 82: Innsbruck, Klosterkirche Herz-Jesu, Innenraum, Detail, P.Huter, 1896/97
(photographiert vor Ort)

Abb. 83: Gasthaus „Zum Ochsen“, Baden Schweiz, Frontansicht, C.J.Jeuch, 1845
(A. Hoegger, Aarau und Baden, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz im Kanton Aarau, Bd. VI, Basel 1976)

Abb. 84: Infanteriekaserne in Aarau, Schweiz, Aufriß, Grundriß, C.J. Jeuch, 1849
(Michael Stettler, Die Infanteriekaserne in Aarau, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Die Kunstdenkmäler des Kanton Aarau, Bd. I, Basel 1948)

Abbildungsnachweis: Abbildung 1, 2: Paolina Francesca, Architetture reliigiose a Messina e nel suo Territorio fra Controriforma e Tradorinascimento, Messina 1995 – Abbildung 3, 8, 9, 10, 12, 13, 15, 16, 17, 18: Freinberger Stimmen, Festschrift, 57.Jg./1987 – Abbildung 4: Jahrbuch der Stadt Linz 1937, Linz 1938 – Abbilung 5, 11, 14: vor Ort photographiert – Abbildung 6, 7: Baupolizei des Bauamtes der Stadt Linz – Abbildung 19, 21, 22, 30, 32, 33: Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Kollegium Immaculatae Virginis zu Kalksburg, Wien 1906 – Abbilung 20: k.A., Der Garten des Herrn Godeffroy in Kalksburg, in: Kalksburger Korrespondenz, 121. Folge, XLVII/2 Jg., Juni 1932, S. 20-23 – Abbildung 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 31, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41: Planzeichnungen und Planentwürfe aus dem hauseeigenen Archiv des Kollegium Kalksburg photographiert – Abbildung 38: k.A., Das Jubiläum, in: Kalksburger Korrespondenz, Jubiläums-Nr. 25, November 1898 – Abbildung 42: Wimmer SJ Johann Bapt., Die grosse Congregation in Schulden, in: Kalksburger Korrespondenz, Nr. 27, November 1899, S. 2-5 – Abbildung 43, 44, 45, 46: vor Ort photographiert – Abbildung 47, 52: Josef Künz SJ Josef, 100 Jahre Stella Matutina 1850-1950, Bregenz 1956 –

Abbildung 48: Städtisches Archiv der Stadt Feldkirch – Abbildung 49, 50, 51, 58, 59, 60: 75 Jahre Stella Matutina, Festschrift, Bd. III, Feldkirch 1931 – Abbildung 53, 54: k.A. Le Collège Saint-Michel, in: Les Monuments d´Art et d´Histoire du Canton de Fribourg, Bâle 1959, S. 97-135 – Abbildung 55, 56: k.A. Das Kollegium Maria Hilf in Schwyz. Ein geschichtlicher Rrückblick zur Feier des Jubiläums seines füfzigjährigen Bestehens. 1856-1906 – Abbildung 57: Ordensarchiv des Oberrheinischen Provinzialats Köln – Abbildung 61, 62, 63, 64, 65, 66: vor Ort photographiert – Abbildung 67, 68: k.A., Aarau und Baden, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz im Kanton Aargau, Bd. VI, Basel 1976, 241-286 – Abbildung 69: k.A. Jesuitenkollegium Maria Hilf, in: Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Die Kunstdenkmäler des Kanton Aargaus, Bd. I, Basel 1948, S. 182-188

Curriculum Vitae

1965 bin ich in Bregenz als viertes von fünf Kindern eines erfindungsbegabten Chemikers und einer geschäftstüchtigen Floristin geboren. Die Volksschule besuchte ich in Hohenems und im Sacré Coeure in Bregenz. Die Unterstufe des Gymnasiums besuchte ich mit vier weiteren weiblichen Mitschülerinnen im damals noch humanistischen Gymnasium für Knaben in Bregenz. Die Oberstufe und somit das Gymnasium absolvierte ich nach einem Kulturschock im neusprachlichen Gymnasium für Mädchen in Bregenz 1985. Das eifrige Studium der Kunstgeschichte bescherte mir ein Stipendium für ein Anno Academico in Mailand. Fortschritte zeigten sich auch durch den Besuch des Salzburger Instituts für Kunstgeschichte. In Anwendung der bis dahin erworbenen Kenntnisse arbeitete ich für jeweils ein paar Monate im Landesmuseum Vorarlberg in Bregenz und im Kulturamt der Stadt Bregenz. Von 1989 bis 1997 war ich freie Kunstkritikerin für die Vorarlberger Nachrichten. 1992 drehte ich ein filmisches Porträt über den Künstler Hasso Gehrmann und seine ontologische Theorie einer subjektiven Geometrie. Nach dem Tod meines Vaters 1992 arbeitete ich in Wien in verschiedenen Branchen. Als Kellnerin, als Sekretärin in einem Architektenbüro, als Kommunikationsmanagerin in einer Softwareentwicklungs-firma mit Kunstsponsorambitionen. Nach der Beschäftigung als Sekretärin bei einer Künstler- und Werbeagentur, beim Wiener Passagen Verlag und der ökumenischen Stiftung pro oriente war ich Regie-Assistenin für eine ambitionierte Produktion im Stadttheater St. Pölten. Anschließend ging ich zur Wandertruppe der Volkstheater Wien Außenbezirke als Inspizientin. Bisheriger Höhepunkt der Theaterkarriere war die Regiemitarbeit beim „6 Tage Spiel" von Hermann Nitsch in Sommer 1998 in Prinzendorf.

Im Jahr 2000 brachte ich mein erstes von 4 Kindern zur Welt. Seit dieser Zeit bin ich hauptberuflich Hausfrau und Mutter. Vor 2 Jahren habe ich eine Coaching-Ausbildung absolviert. Das Studiolo d'Arte, meinen Kunstraum, eröffnete ich im Mai 2008.